1,60 DM / Band 194
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Wenn Hexenhände töten

Belgien F 32 / Frankreich F 4.40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1.90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Wenn Hexenhände töten

John Sinclair Nr. 194

von Jason Dark

erschienen am 23.03.1982

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Wenn Hexenhände töten

Dünn und geisterhaft läutete von der nahen Kapelle her die Glocke, als die vier Menschen in den frühen Morgenstunden zum Richtplatz geführt wurden. Drei Männer und ein Mädchen waren es. Der Vater mit seinen Kindern. Die Henker standen schon bereit.

Ebenfalls ein Vater und zwei Söhne. Sie trugen Richtschwerter, durch die den Verurteilten zuerst die Hände abgehackt werden sollten. Die Hinrichtung wurde vollzogen. Während dieser makaberen Prozedur läutete die Glocke weiter und übertönte gnädig die Schreie der Verurteilten…

Der alte grauhaarige Küster blickte mich an. In seinen Augen nistete die Furcht. Die dünne Haut auf seinen Wangen zuckte. Er hob die mageren Schultern und legte einen Finger auf die Lippen.

Es war sowieso still in dem alten Glockenturm. Selbst der Wind war eingeschlafen, der ansonsten so gern durch das historische Gemäuer pfiff und mit den Wellen der Themse spielte. Er schien es den meisten Menschen nachzumachen, die um diese Zeit längst im Bett lagen.

Ich schaute auf meine Uhr.

Noch zwei Minuten bis Mitternacht!

»Bald«, wisperte der Küster und hauchte mir seinen Rotweinatem ins Gesicht, »bald ist es soweit.«

»Hoffentlich.«

»Aber jetzt ruhig.«

Der Knabe amüsierte mich. Schließlich war er es, der angefangen hatte zu reden.

Ich schaute mich um. Der Glockenturm war eng, sogar mehr als eng.

Elektrisches Licht gab es hier überhaupt nicht. Damit wir etwas sehen konnten, hatte der Küster eine alte Laterne die Stiege mit hoch geschleppt.

Der Turm selbst war stabil. Er hatte die Jahrhunderte überdauert.

Seinen grauen Stein bekamen höchstens die aggressiven Autoabgase kaputt. Das obere Drittel des Turms blieb dem Geläut vorbehalten.

Und gerade das Geläut hatte es in sich. Es sollte um Mitternacht anfangen zu läuten. Genauer gesagt, die Glocken läuteten, obwohl niemand in der Nähe war, der an einem Seil zog oder sie irgendwie anders in Bewegung setzte.

Sie meldeten sich einfach so.

Und das schon seit Tagen.

Geisterglocken, hatte man sie genannt. Ich war von Sir James, meinem Chef, losgeschickt worden, um das Rätsel zu lösen. Eigentlich war ich sauer über so einen Fall. Glocken, die plötzlich anfingen zu läuten, fielen nicht in mein Aufgabengebiet, aber da gab es ein gewaltiges Hindernis.

Und das waren die Windsors!

Sie kennen den Namen sicherlich. Das wohl berühmteste englische Adelsgeschlecht, aus dem Könige und Herrscher hervorgegangen sind.

Wenn jemand in unserem Land Einfluß hatte, dann die Windsors. Und ihren Einfluß hatten sie spielen lassen, denn ihnen war auch zu Ohren gekommen, daß die Glocken läuteten.

Dies immer um Mitternacht!

Klar, daß sich der Hochadel, falls er sich auf seinem Schloß aufhielt und nicht irgendwo in der Welt herumreiste, gestört fühlte. Man bemühte keinen Gendarmen oder Konstabler, sondern ging direkt in die Vollen. Scotland Yard. Und da saß Sir James Powell, seines

zeichens Superintendent, königinnentreu und was weiß ich nicht alles. Natürlich war es für den Alten eine Ehrensache, sich des Falles anzunehmen. Einen Tag später hatte ich den Job dann am Hals. Gern hätte ich Suko ebenfalls die Nacht »gegönnt« und ihn mitgenommen, Sir James hatte jedoch darauf bestanden, daß ich den Fall allein übernahm.

Und so befand ich mich innerhalb des Glockenturms, stand mit dem Küster unter den beiden Glocken, die an Seilen befestigt waren und an einem Querbalken hingen.

Wir warteten auf das Läuten.

Zehn Sekunden noch!

Selbst im Licht der Laterne konnte ich erkennen, daß der Küster leicht grau im Gesicht wurde. Seine Haut sah auf einmal aus wie Asche. Er zitterte jetzt noch mehr, seine Zähne klapperten aufeinander, und die Augenlider bewegten sich hektisch.

Noch fünf Sekunden.

»Gleich, gleich«, wisperte der alte Küster. »Dann ist es soweit.« Er schüttelte sich, als hätte jemand kaltes Wasser über ihn gegossen. »Dann läuten sie.«

»Hoffentlich«, knurrte ich. Mitternacht!

Jetzt mußte es geschehen. Oder? Auch ich war von dem Fieber angesteckt worden und warf einen Blick hoch. Schon ein paar Sekunden über die Zeit. War wohl doch nichts.

Ich hatte mich getäuscht. Der Gedanke schwebte noch in meinem Kopf, als sich die erste Glocke bewegte. Sie schwang nach rechts, und dann nach links. Der Klöppel stieß gegen die Wandung. Im nächsten Moment dröhnte mir der dumpfe Klang dieser Mitternachtsglocke buchstäblich in den Ohren.

Dong - dong, ging es. Die Glocken hörten überhaupt nicht auf. Mir schien es, als würden sie von unsichtbaren Händen geführt und geleitet.

Das war wirklich eine Sache für sich.

Der Küster stieß mich an. Noch grauer im Gesicht. Mit seinem mageren Zeigefinger deutete er in die Höhe, wo die Glocken schwangen.

Ich nickte. Gesehen hatte ich es ja, das brauchte er mir gar nicht erst noch zu zeigen.

Mir kam der Gedanke, daß sich dort oben jemand versteckt haben könnte. Das Gebälk war gar nicht mal klein. Ein Wirrwarr aus Latten, Balken und Streben.

Da mußte man hochkönnen.

Ich deutete in die Höhe und schrie dem Küster ins Ohr, was ich vorhatte.

Er machte ein noch entsetzteres Gesicht. »Nein!« brüllte er zurück.

»Das können Sie nicht machen.«

»Warum nicht?«

»Weil…also weil…«

Ich winkte ab und hatte ihn damit schon unterbrochen. Dann drückte ich mich an ihm vorbei und ging dorthin, wo die Stiege begann und auch die kleine Lampe stand. Bevor der Küster es sich überlegen konnte, hatte ich sie ihm schon in die Hand gedrückt. »Halten Sie fest!« rief ich.

»Aber, Sir..«

Er sagte noch etwas. Ich verstand es nicht, denn ich hatte mich schon der Holzleiter genähert, die vom Boden bis zum Gebälk reichte. Über sie wollte ich klettern.

Ich rückte sie ein wenig von der Wand fort, damit sie schräg stand und auch den nötigen Halt besaß. Die Sprossen sahen mir vertrauenerweckend genug aus, so daß ich es riskieren konnte. Auf der zweiten Stufe stehend winkte ich dem Küster. Er verstand das Zeichen und kam mit seiner Lampe näher.

Ich nahm sie ihm aus der Hand, behielt sie in der Rechten und hielt mich mit der Linken am seitlichen Holm fest. Dann kletterte ich in die Höhe.

Die Glocken schlugen noch immer an.. Sie bewegten sich sogar schneller als zu Beginn, und ihr Klang dröhnte gewaltig in meinen Ohren.

Er wurde noch lauter, je höher ich kletterte. Schließlich tauchte vor meinen Augen bereits der erste Querbalken auf. Er war so breit, daß ich die Laterne abstellen konnte. Ich rückte sie ein wenig zur Seite, damit sie mich nicht behinderte, wenn ich auf den Balken kletterte. Es war eine mühevolle Arbeit. Der Küster, der unter mir zuschaute, schlug mehr als einmal die Hände vor sein Gesicht und schickte sicherlich ein Stoßgebet zum Himmel, als ich endlich auf dem breiten Querbalken hockte.

Die Glocken hingen jetzt dicht über mir. Wenn ich in die Hocke ging, und meine Arme dabei ausstreckte, konnte ich sie sogar berühren.

Das allerdings sparte ich mir, denn ich wollte die nähere Umgebung erst einmal untersuchen.

Auf gleicher Höhe mit den beiden Glocken begann das eigentliche Gewirr. Ich bekam einen dicken Holzstreben zu fassen, prüfte die Festigkeit, war zufrieden und zog mich weiter. Wie ein Turner gelangte ich unter das Dach, während die Glocken weiterhin ihr geisterhaftes Läuten durch den Turm schickten.

Ich sah auch die schmalen Scharten im Mauerwerk. Kleine Fenster, durch die gerade noch zwei Gewehrläufe paßten. Von hier oben hatte man früher ebenfalls mitgeholfen, die Festung Windsor zu verteidigen.

Nur geputzt hatte man jahrelang nicht. Ich wirbelte Staub hoch und

zerstörte Spinnweben, die mich immer an kleine Kunstwerke erinnerten.

Vom Boden her verfolgte der Küster meinen Weg. Noch immer sah er ängstlich aus. Das erkannte ich im Restlicht der Laterne. Das meiste Licht warf die Lampe in meine Richtung, ich hatte sie mitgenommen und fand nun wieder einen günstigen Platz, wo ich sie abstellen konnte, denn für mein weiteres Vorhaben benötigte ich wirklich beide Hände.

Der Balken über mir lud direkt dazu ein, sich an ihm festzuklammern.

Wenn ich mich da weiterhangelte, konnte ich ohne große Mühe die Glocken erreichen.

Ich blieb in den Knien. Dabei spannte ich die Muskeln ziemlich an, bewegte mich zwei Schritte etwa nach links und mußte dann den Kopf zur Seite nehmen, weil ich sonst von der schwingenden Glocke getroffen worden wäre. Das war vielleicht eine Schufterei, sich so an den Glocken vorbeizumogeln. Immer wieder drehte ich den Kopf, zog ihn ein, wurde einmal doch gestreift und hatte dabei noch das Gefühl, völlig taub zu sein.

Als ich schließlich hinter den läutenden Glocken hockte, konnte ich mich ärgern. Die Lampe hatte ich vergessen. Der Lichtschein reichte kaum aus, um auch noch hinter die Glocken zu leuchten.

Manchmal gab auch die Unterlage leicht nach. Ich spürte die Schwingungen und Vibrationen des Holzes, wohler wurde mir dabei auch nicht, und einen Feind sah ich ebenfalls nicht.

Die Glocken wurden nach wie vor bewegt, als würden sie von unsichtbaren Händen angestoßen.

Ein wenig glitt ich zurück. Das war gut so, denn mein Rücken fand Halt an der Innenmauer. Wenn hier Magie mit im Spiel war, dann konnte ich es vielleicht durch mein Kreuz herausfinden.. Möglicherweise wurde es aktiviert, wenn ich es in die Nähe der läutenden Glocke hielt.

Ich fummelte das geweihte Kruzifix unter meinem Hemd hervor, verbiß mir zweimal einen Fluch, weil ich so unbequem hockte und mir schon die Knie wehtaten, aber ich schaffte es und hielt das Kreuz schließlich in der Hand.

Die zehn Minuten waren fast um. Die Glocken schwangen wesentlich langsamer. In ihrem Rhythmus bewegte ich auch mein Kreuz. Reagierte es? Wurde es vielleicht warm? Zeigte sich ein Schimmer?

Nichts.

Alles blieb normal. Dieser seltsamen Erscheinung war wirklich nicht beizukommen.

Ich stand vor einem Rätsel…

Um wenigstens alles versucht zu haben, veränderte ich meine

Stellung Eine Glocke schwang mir gegen die Hand und berührte auch das Kreuz. Dabei tat sich gar nichts.

Negativ auf allen Linien!

Was tun? Ich sah bereits im Geiste das höhnische Grinsen meines Vorgesetzten, das später jedoch zerfasern würde, wenn er daran dachte, was er den Windsors mitteilen mußte.

John Sinclair ist nicht in der Lage, das Rätsel der läutenden Glocken zu lösen.

So würde es heißen.

Es hatte keinen Zweck, sich weiterhin Gedanken darüber zu machen.

Die Glocken mußten ausschwingen, und ich hatte meinen Job beendet.

Auf dem gleichen Weg wollte ich wieder zurück, drehte mich und schob mich behutsam vor.

Das war gar nicht so einfach. Manchmal kam ich mir vor wie ein Artist auf dem Hochseil.

Schließlich hielt ich dort ein, wo ich die Lampe zurückgelassen hatte.

Da die Glocken jetzt fast verstummt waren, konnte ich mich normal verständigen. Ich senkte den Blick, schaute nach unten und sprach den Küster an.

Er stand nicht mehr auf seinem Fleck.

»He, Sie!«

Keine Antwort.

Hatte er mich nicht gehört, oder war er ein Stück zur Seite gegangen?

Ich schnappte mir die Lampe und bewegte mich ebenfalls auf dem Balken in Richtung Leiter. Erst als ich sie erreicht hatte und auf der obersten Sprosse Halt fand, leuchtete ich mit der Laterne nach unten.

Ich sah den Küster und auch den Grund, weshalb er keine Antwort geben konnte.

Zwei aus dem Nichts erschienene Knochenhände hatten sich um seinen Hals gelegt und drückten erbarmungslos zu…

***

Zuerst wollte ich es nicht glauben!

Ich schaute zweimal hin, aber das schaurige Bild blieb. Der alte Küster hatte seinen Mund weit aufgerissen, die Augen waren verdreht. Ich konnte die Zunge sehen, die im Mund schlug. Sein Röcheln hörte ich nicht, dafür trampelte er mit den Füßen und versuchte verzweifelt, sich zu befreien.

Der Mann war zu alt. Er besaß einfach nicht mehr die Kraft, sich aus dem Griff zu winden. Auch wenn er die Arme über die Schulter schlug, bekam er nichts zu fassen, denn es gab ja keine Gestalt hinter ihm, sondern nur eben Hände.

Geisterhände…

Diese Gedanken, die ich jetzt so lang schildere, gingen mir innerhalb von zwei Sekunden durch den Kopf. So lang mindestens hätte ich benötigt, um die Leiter hinter mir zu lassen.

Dafür sprang ich.

Es war ein gewagter Sprung. Wenn ich unglücklich aufkam, konnte ich mir den Fuß verstauchen oder brechen. Zum Glück lernt man es mit der Zeit, richtig aufzukommen und sich auch gleichzeitig abzurollen. Das machte ich geschickt, nutzte den Schwung aus und kam wieder auf die Füße, wobei ich mich drehte, damit ich den Küster und die unheimlichen Würgehände vor mir hatte.

Der Mann lag am Boden.

Die Knochenhände umspannten noch immer seinen Hals.

Ich brauchte einen Schritt. Mit dem Kreuz hieb ich zu - und genau da waren die Hände verschwunden. Mein Schlag ging ins Leere, das Silber streifte noch die Wange des Küsters, ansonsten verspürte ich keinerlei Widerstand.

Man hätte an einen Spuk glauben können, ebenso wie das bei diesem Glockengeläut der Fall gewesen war, aber das war mir zu einfach.

Es war zwar ein Spuk, trotzdem Realität. Das bewies mir der Küster, den ich sofort untersuchte, den steifen Kragen aufriß und nach seinem Herzschlag fühlte.

Ich spürte ihn nicht. Der Schreck fuhr mir durch alle Glieder. Sollte der Mann tot sein?

Hastig holte ich mein Feuerzeug hervor und knipste es an. In der kleinen Flamme wirbelten Millionen von Staubpartikeln, und der Widerschein strich über das Gesicht des alten Mannes.

Er brach sich auch in den gebrochenen Augen.

Nun hatte ich keinen Zweifel mehr. Die würgenden Hände waren zu tötenden Händen geworden. Der Küster gehörte zu den Opfern. Ich war zu spät gekommen.

Langsam stand ich auf. Automatisch steckte ich das Feuerzeug wieder in die Tasche. Ein kalter Hauch lief über meinen Rücken, und durch die Nase holte ich Luft.

Der Mann vor mir tat mir leid. Er hatte seinen Mut, mit mir in den Turm gegangen zu sein, mit dem Leben bezahlen müssen. Ein wirklich grausames Schicksal.

Mußte ich mir Vorwürfe machen? Nein, nicht. Ich hatte das Rätsel des geisterhaften Läutens herausfinden wollen, und etwas anderes hatte inzwischen zugeschlagen.

Mordende Knochenhände…

Dies war sogar in einer Kapelle geschehen, die unter dem Schutz des Herrn stand. Oder war sie umgekehrt worden? Regierte hier jetzt die Macht des Teufels? Und was hatte es mit dem geisterhaften Läuten auf

sich? Weshalb hatten sich die Glocken bewegt? Wer hatte sie angeschlagen? Fragen, auf die ich eine Antwort finden würde und mußte. Denn dieser an sich lächerliche Falle war plötzlich zu einer wahrhaft brisanten Mischung geworden.

Ein Mord auf Windsor Castle!

Wann hatte es das zum letztenmal gegeben? Ich konnte mich nicht daran erinnern. Auf jeden Fall würde es einen Aufruhr geben, davon war ich fest überzeugt.

Da verlangte jeder Fingerspitzengefühl, man durfte keinem auf die Zehen treten, und wenn es gegen den Adel ging, mußte man im Anfangsstadium der Ermittlungen besonders behutsam sein. Stellte sich allerdings ein begründeter Verdacht heraus, half auch kein Adel, kein Sitz im Oberhaus oder Geld. Dann ging es der oder demjenigen an den Kragen.

Aber soweit war ich noch nicht.

Ich mußte erst einmal zu meinem Wagen und telefonieren. Sir James würde Augen machen.

Vor mir sah ich die ziemlich hohe Stiege mit dem etwas wackligen Geländer. Hier konnte man wirklich nur stocknüchtern hinuntergehen.

Wenn jemand einen im Schuh hatte und kannte die Treppe nicht, der brach sich den Hals.

Ich war nüchtern und geriet trotzdem in Lebensgefahr Denn plötzlich spürte ich die eiskalten Würgehände um meinen Hals…

***

Sie waren wie Stahlklammern, und ebenso hart drückten sie zu. Sie ließen mir nicht einmal die Chance, richtig Luft zu holen. Alles wurde abgeschnürt.

Und sie trieben mich gleichzeitig nach vorn.

Doppelmord!

Nicht nur die Luft wollten mir die Würgehände abdrücken, sondern mich auch die Treppe hinunterstoßen, damit ich mir vielleicht als Toter noch das Genick brach.

In den Knien knickte ich ein. Das war eine bewußt gesteuerte Reaktion.

Dann jedoch schnellte ich, wie vom Katapult abgefeuert, in die Höhe und schlug gleichzeitig meine Arme nach hinten, um die verdammten Hände zu packen.

Von der Stiege kam ich etwas weg, aber es gelang mir nicht, die knöchernen Klauen zu fassen. Es schien, als wären sie überhaupt nicht vorhanden, obwohl ich den Druck spürte.

Ich vernahm ein Lachen.

Nicht laut, sondern leise. Mehr ein Kichern, dazu höhnisch und triumphierend, als wollte mich jemand ärgern und mir beweisen, daß

er doch stärker war.
Da ich das Lachen vernahm, mußte auch jemand in der Nähe sein.
Aber wo?
Was nutzten da die Gedanken, zuerst mußte ich zusehen, daß mich die verfluchten knöchernen Klauen endlich losließen. Ich wollte nicht auch neben dem Küster liegen.
Mein Kreuz hatte ich noch.
Obwohl mein Gesicht bereits anlief und mir schon leicht blümerant und auch schwarz vor Augen wurde, gelang es mir doch, an das Kruzifix zu gelangen.
Ich wollte es schon zusammen mit meinem Arm herumschleudern, als die Würgehände reagierten. Mit einem gewaltigen Ruck, hinter dem eine enorme Kraft steckte, rissen mich die Hände nach rechts zur Seite, ohne meinen Hals freizugeben.
Gefahr!
Lebensgefahr, sogar!
Der erneute Kraftaufwand der Attacke wuchtete mich nicht nur auf die Treppe, sondern auch auf das Geländer zu, und es war brüchig, wie ich schon beim Hochgehen festgestellt hatte. Bevor ich gegen das Geländer prallte, streckte ich meinen rechten Arm aus, um den Handlauf zu packen. Ich mußte mich dabei auch drehen, und es gelang mir nur mit Glück.
Stoppen konnte ich nicht mehr. Meine Kollision mit dem Geländer war nicht mehr aufzuhalten. Ich spürte den Widerstand, hörte das häßliche Knirschen, als Holz brach, hatte Angst, in die Tiefe zu fallen, und es gelang mir trotz der würgenden Hände um meinen Hals, mich noch nach vorn zu katapultieren.
Fangen konnte ich mich nicht. Die Wand war zu weit entfernt. Ein Tritt ins Leere reichte.
Trotz der roten Kreise, die vor meinen Augen tanzten, bekam ich noch mit, wie die Stufen rasend schnell auf mich zukamen. Einen Lidschlag später schlug ich auf.
Es war ein harter Schlag. Er schüttelte mich durch. Nur blieb es nicht bei dem einen. Ich segelte die Treppe hinab, überschlug mich. Bei jedem dumpfen Aufschlag spürte ich auch das harte Reißen in meinem Rücken, wenn ich Kontakt mit der Kante bekam.
Vielleicht wollte ich sogar schreien. Es gelang mir nicht. Die würgenden Hände schnürten mir die Luft ab. Irgendwann, mir kam die Zeit verdammt lang vor, hatte ich die Treppe hinter mich gebracht. Mehr tot als lebendig lag ich vor der Tür zum Glockenturm und hörte einen gewaltigen Schrei.
Plötzlich ließen die Hände los.
Luft!
Ich bekam wieder Luft.

Wie ein angeschlagener Boxer sich durch den Ring wälzt, so kam ich mir vor, als ich mich ein paarmal überrollte.

Ich keuchte und würgte, durch die Bewegungen geriet auch wieder das Kreuz in mein Gesichtsfeld, und höchstwahrscheinlich hatte mich das Kruzifix gerettet oder dessen Kette.

Durch meinen Sturz über die Treppe, mußte sich die geweihte Silberkette so verschoben haben, daß sie mit den würgenden Händen in Berührung kam.

Deshalb das plötzliche Loslassen!

Waren die Hände jetzt vernichtet?

Obwohl ich noch längst nicht fit war, mußte ich daran denken. Von der eigentlichen Kapelle fiel ein trüber Lichtschimmer in den kleinen Vorraum, so daß ich nicht im Stockdunklen lag.

Die Hände waren nicht verschwunden!

Nach wie vor schwebten sie in der Luft. Und zwar vor und über mir.

Aber es waren nicht nur die Hände, die ich da zu sehen bekam, sondern auch eine Gestalt.

Eine Frau!

Meine Augen wurden groß. Dieser Frau also gehörten die verdammten Würgehände. Sie war allerdings nicht normal stofflich, sondern nur ein Schemen. Ein Teil ihres Körpers hatte sich materialisiert, der andere blieb in irgendeiner Dimension.

Die Frau hatte langes blondes Haar, das irgendwie fahl wirkte. Sie trug ein himbeerrotes Kleid mit tiefem Ausschnitt, so daß die Ansätze ihrer wohlgeformten Brüste zu sehen waren. Die Haut des Gesichts zeigte ein unnatürliches Gelbweiß. Wie bei Leichen, die lange in der Erde gelegen haben. Dafür wiesen Lippen und Augen das gleiche Rot auf wie die Farbe des Kleides. Von den Beinen sah ich nichts. Hüftabwärts war der Körper verschwunden.

Am schlimmsten jedoch waren ihre Hände. Knöcherne Klauen, die sie mir entgegenhielt wie ein Bettler, der um ein Stück Brot bettelt. Das waren die Mörderhände, und sie hatten nicht allein in der Luft geschwebt, sondern gehörten zu einem Körper, der allerdings feinstofflich und deshalb unsichtbar war.

So gab ich mir selbst die Erklärung.

»Wer bist du?« fragte ich. Mit normaler Stimme konnte ich nicht sprechen. Es wurde nur mehr ein Krächzen.

»Madeleine…«

Ein Name, ein Hauch…mehr nicht. Im nächsten Augenblick löste sich auch das auf, was zuvor noch von ihr zu sehen gewesen war. Madeleine existierte nicht mehr. Sie hatte sich völlig in eine andere Welt zurückgezogen.

Eine Mörderin war ihrer Bestrafung entgangen, denn ich hätte versucht, sie zu vernichten.

Ziemlich wacklig auf den Beinen stand ich da und wischte mir über die Stirn. Dort lag der Schweiß. Nachher glänzte er auf meinem Handrücken. Der Kampf hatte mich geschlaucht. Es war verdammt knapp gewesen. Ich konnte mich als den zweiten Sieger betrachten.

Gehört hatte niemand etwas. Der Küster und ich waren allein gewesen. Auch von den Windsors und dessen zahlreichen Freunden oder Verwandten, die auf dem Schloß lebten, hatte ich nichts gesehen.

Sie wollten aus dem Fall herausgehalten werden.

Was sollte ich tun?

Weiterhin nachforschen oder erst meine Kollegen informieren.

Schließlich hatte die Frau eine Leiche zurückgelassen.

Als ich mich umdrehte, stieß ich mit der Fußspitze gegen etwas Hartes.

Um besser sehen zu können, bückte ich mich. Mit dem Fuß war ich gegen eine alte Truhe gestoßen. Sie stand halb in einer Nische, die sich unten in der Wand befand.

Mit der Bleistiftlampe leuchtete ich die Truhe ab. Einmal neugierig geworden, wollte ich sehen, was sich wohl in dem alten Holzbehälter verbarg.

Die Truhe war nur mit einem Riegel verschlossen. Er hatte Rost angesetzt und würde wohl schwer zu bewegen sein. Die Bestätigung meiner Annahme bekam ich eine Sekunde später, als ich versuchte den Riegel aufzuziehen.

Er saß fest.

Meine Beretta fiel mir ein. Ich legte die Lampe auf den Boden und zog die Waffe. Mit dem Griff hämmerte ich gegen den eingerosteten Riegel.

Überlaut klangen die Schläge in der Stille, und ich hatte Glück. Der Riegel bewegte sich. Noch härter klopfte ich gegen den verrosteten Riegel. Mir flogen einige Splitter um die Ohren. Dann hatte ich ihn so weit zurückgeschlagen, daß ich die Truhe öffnen konnte. Dazu mußte ich den Deckel anheben.

Er klebte ein wenig fest. Ich setzte mehr Kraft ein, und das Ding schwang in die Höhe. An der gegenüberliegenden Seite fiel der Deckel wieder nach unten und schlug mit seiner Wölbung gegen die Außenwand der Truhe.

Etwas befand sich in ihrem Innern. Leider konnte ich es in der Dunkelheit nicht erkennen. Als ich mit der Bleistiftlampe hineinleuchtete, sah ich den Stoff.

Es waren alte Lappen, schon grau und unansehnlich. Irgend etwas hatte man darin eingewickelt. Staub quoll hoch und kitzelte meine Nase.

Ich war ziemlich gespannt auf das, was die Tücher verdeckten. Mein Herz klopfte schneller. Irgendwie spürte ich, daß etwas in der Luft lag.

Man bekommt im Laufe der Jahre ein Gefühl für solche Dinge.

Mit beiden Händen faßte ich in die Truhe, nahm den ersten Lappen, hob ihn an, spürte das Gewicht, legte die Last wieder zurück und faltete das schmutzige Tuch auseinander.

Mit allem hätte ich gerechnet. Nur nicht mit dem, was vor mir lag.

Es waren zwei Hände!

***

Man hatte sie abgehackt!

Auch im daumenbreiten Strahl der Lampe konnte ich dies deutlich erkennen. Wo früher Hände und Gelenke aneinandergesessen hatten, befand sich eine dunkelrote Kruste.

Zwei Hände.

Und nicht verwest!

Vorsichtig wickelte ich das Tuch um den grausamen Fund und suchte weiter in der Truhe.

Ich will es kurz machen. Mir fielen abermals drei Paar Hände in die Finger, wenn ich das so sagen darf. Zwar hatte ich mich durch den ersten Fund an den Anblick schon gewöhnt, aber es war doch mehr als makaber, als ich die Hände vor mir liegen sah.

Vier Paar!

Es war nicht einfach für mich, hier hocken zubleiben und die Hände zu untersuchen. Es mußte sein, denn ich wollte Informationen bekommen.

Drei Paar gehörten Männern. Dies war auch jetzt noch zu sehen. Die Haut zeigte Schwielen und Stellen, die aufgerissen waren. Man sah es den Händen an, daß sie es einmal gewohnt waren zu arbeiten.

Das vierte Paar jedoch gehörte einer Frau.

Welcher Frau?

Im Licht der kleinen Lampe sah ich sie mir an. Die Hände waren sehr feingliedrig, es hätten auch Künstlerfinger sein können, so wie gewachsen waren. Nur waren die Fingernägel seltsam lang.

Mir kam es vor, als wären sie nach der Abtrennung noch ein Stück gewachsen. Ich kannte so etwas. Nicht umsonst behauptete man, daß bei Toten die Nägel noch im Sarg weiterwachsen.

Eine wirklich gruselige Vorstellung.

Mit den Händen konnte ich vorläufig nichts anfangen. Deshalb faltete ich die Tücher wieder zusammen und verbarg dort meinen makabren Fund. Irgendwann würde ich das Rätsel schon lösen, da war ich mir sicher. Ferner kam ich nicht darum herum, auch die Adeligen in die Verhöre mit einzuziehen. Dieser Fund war zu arg, um ihn zu übergehen.

Ich richtete mich auf und drückte mein Kreuz durch. Der verdammte Fall über die Treppe hatte mich doch ziemlich mitgenommen. Blaue

Flecken würde ich zumindest zurückbehalten. Glücklicherweise hatte sich die Kugelwunde gut gebessert. Die Narbe auf meinem linken Bein war ausgezeichnet verheilt.

Mit dem Küster hatte ich Kontakt gehabt. Jetzt war der Mann tot, er konnte mir nicht mehr weiterhelfen. Also mußte ich einen anderen Menschen finden, der mir Auskünfte geben konnte. Den Verwalter des Schlosses oder seinen Vertreter.

Wobei das Wort Schloß wirklich untertrieben ist. Die Windsors nannten ein Gelände ihr eigen, das fast so groß war wie eine Stadt. Es grenzte an die Themse und war etwa 21 Meilen von London entfernt. Es gab mehrere Kirchen, zahlreiche Türme, dann Rundbauten, Befestigungsanlagen, prunkvolle Herrensitze, Wald, Parkanlagen und auch Straßen, die den Besitz teilten.

Ein ungeheures Erbe, fürwahr.

Mit seiner Südseite grenzte der gewaltige Komplex ziemlich nahe an die Themse. Zwar befanden sich zwischen dem Ufer und der Schloßmauer noch einige andere Bauten sowie ein Grüngürtel, aber die Nähe des Schlosses hatte ungemein auf die Touristenströme abgefärbt.

Viele Menschen wollten es auch vom Wasser sehen und langsam an dem Areal vorbeischippern. Deshalb hatte eine Schifffahrtsgesellschaft einen Landungssteg gebaut. Da der Betrieb florierte, waren im Laufe der Jahre noch weitere Anlegestege errichtet worden. So kam es, daß wirklich an sonnigen Tagen Betrieb herrschte, als gäbe es etwas umsonst. Die Windsors störten sich nicht daran. Sie saßen hinter ihren dicken Schloßmauern und genossen es, reich geboren zu sein.

Die kleine Kapelle befand sich nahe der Schloßmauer. Man hatte sie irgendwie vergessen, sie wurde kaum benutzt, wie mir der Küster sagte, und nur er sorgte eigentlich dafür, daß diese kleine Kirche gepflegt wurde.

Jetzt war er tot, und ich sah es als meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit an, den Tod des Mannes aufzuklären.

Ich war nicht durch den Haupteingang in die Kapelle gekommen, sondern durch eine Nebenpforte. Die benutzte ich auch jetzt, als ich die Kirche verließ.

Die Tür quietschte in den Angeln, als ich mich durch den Spalt schob.

In der Nähe wuchs etwas Dunkles, Hohes in den nachtschwarzen Himmel. Das war die Mauer. Jeder Stein atmete hier Geschichte, und auf der breiten Mauer existierten Wehrgänge, von denen aus in der Vergangenheit die Soldaten das Schloß verteidigt hatten.

Links von mir lagen kleine, graue Häuser. Bei Tageslicht schimmerten die Dächer ziegelrot, jetzt sahen sie nur dunkel aus. Hier wohnte das Personal.

Zwischen den Häusern und den prunkvollen Schloßgebäuden an der

Südostseite wuchsen hohe Bäume, die einen regelrechten kleinen Wald bildeten, durch den ich gehen mußte, denn meinen Bentley hatte ich auf dem Parkplatz des Personals abgestellt.

Der Boden war weich. Gepflegter Rasen auch hier. Abgefallene Blätter entdeckte ich nicht. Die wurden aufgefegt, kaum daß sie auf dem Rasen lagen.

Stille umgab mich. Hier war die Ruhe noch vornehm, und sogar das Krächzen eines Nachtvogels hätte gestört.

Ein Vogel störte mich nicht.

Aber die Gestalt, die wie ein Denkmal zwischen zwei Bäumen stand.

Sofort verhielt auch ich meinen Schritt und tastete automatisch zur Waffe.

Sekundenlang starrten der Fremde und ich uns an. Bis ich es leid war und den ersten Schritt tat.

Der andere kam ebenfalls. Jetzt sah ich auch sein Gesicht. Es wirkte bleich und schien über dem Kragen des dunklen Mantels zu schweben.

»Wer sind Sie?« sprach mich der andere an. Er hatte eine seltsame Stimme. Etwas stockend und auch rauh klingend. So als müßte er das Sprechen erst noch üben.

Nach den Ereignissen der allerjüngsten Vergangenheit war ich vorsichtig geworden und antwortete mit einer Gegenfrage. »Das gleiche könnte ich Sie fragen.«

»Aber ich war der erste.«

Ich gab nach. »Also gut. Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard. Gehören Sie zum Schloßpersonal?«

»Vielleicht.«

»Das wissen Sie nicht genau?«

»Nein.«

»Und wieso nicht?«

»Es ist nicht der richtige Platz, dies zu erklären, Sir.«

Erst jetzt fiel mir auf, daß der Mantel überhaupt keinen modernen Schnitt besaß.

Er war altertümlich, ein Umhänger, so wie man ihn vor langer Zeit getragen hatte, im späten Mittelalter etwa. Die Windsors hielten zwar auf Tradition, doch konnte ich mir schwer vorstellen, daß ihr Personal auch außerhalb der Dienststunden in dieser alten Kluft herumlief.

Das mußte einen anderen Grund haben.

Ich machte einen schnellen Schritt nach vorn und hörte sofort den scharfen Befehl.

»Stehenbleiben!«

Diese Aufforderung hatte mich so überrascht, daß ich tatsächlich stehenblieb.

»Es war Ihr Glück«, sagte der Mann. »Meine Freunde hätten Sie sonst getötet!«

Freunde?

Auf einmal lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Ich zog den Kopf ein wenig zwischen die Schultern und drehte mich langsam um.

Ja, er hatte noch Freunde. Sie waren sogar bewaffnet. Allerdings trugen sie ihre Degen nicht an der Seite, sondern zwischen die Zähne geklemmt.

Das war wirklich eine böse Überraschung. Fast wäre ich voll in die heimtückische Falle gelaufen. Das Glück war wirklich an meiner Seite gewesen.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte ein Lächeln. »Okay, Freunde, ich bin friedlich, aber darf ich eine Erklärung haben, um was es hier eigentlich geht?«

»Ja«, sagte der erste Sprecher. »Das dürfen Sie. Waren Sie es nicht gewesen, der aus der Kapelle gekommen ist?«

»Das stimmt.«

»Und was haben Sie dort gesehen?«

»Einen Toten und Glocken, die läuten, ohne daß sie jemand in Bewegung setzt.«

Da lachte der andere. »Sie werden schon in Bewegung gesetzt. Nur seid ihr Menschen zu dumm, dies zu begreifen. Ihr glaubt nicht mehr an die Geisterreiche, und dies wird eines Tages euer Verderben sein, das sage ich dir.«

Jetzt wurde es interessant. Er sprach von mir als einem Menschen. So weit so gut. Nur wie er das gesagt hatte, ließ darauf schließen, daß er kein Mensch war.

Und danach erkundigte ich mich.

»Du hast es genau erfaßt, Fremder, wir sind keine Menschen mehr. Wir waren mal welche, aber wir sind zurückgekehrt, um uns an gewissen Menschen zu rächen.«

»Warum?«

»Das braucht dich nicht zu interessieren. Du wirst sterben müssen, denn du bist uns in die Quere gekommen. Der Küster hat schon daran glauben müssen, wie mir Madeleine de Haivilland erzählte. Dich hat sie leider nicht geschafft, aber das werden wir drei nachholen. Du bist dem Tod geweiht.«

»Da habe ich auch ein Wörtchen mitzureden«, erwiderte ich und drehte mich ein wenig zur Seite, damit ich die anderen auch ein wenig im Auge behalten konnte.

Sie bewegten sich.

Wie auf ein geheimes Kommando rissen sie ihre Arme aus den Taschen der Mäntel.

Arme waren es wohl.

Nur fehlten die Hände!

***

Plötzlich sah ich klarer Und so sehr mich der Anblick auch schockte, dachte ich doch an den grausigen Fund in der Kiste.

Sechs Hände waren es gewesen, die zu drei Personen gehörten.

Und hier fehlten sie.

Gehörten die Hände in den Kisten vielleicht zu diesen Personen, die mich töten wollten? Scharf zog ich die Luft ein. Wenn das stimmte, weshalb liefen sie dann ohne Hände herum? Welches Geheimnis umgab diese geisterhaften Gestalten, die mich töten wollten?

Und geisterhafte Gestalten waren es wirklich. Mir kam es plötzlich vor, als wären sie überhaupt nicht stofflich. Wo sie standen, sah ich ein Flimmern, ein Flirren, das nie zur Ruhe kam.

Diese drei waren Wesen aus dem Geisterreich!

Madeleine de Haivilland hieß das Mädchen. Wie lauteten dann die Namen der drei Männer? Und in welch einer Verbindung standen sie zu der Geisterfrau?

Noch hielten zwei von ihnen die Degen zwischen den Zähnen. So konnten sie mich nicht umbringen. Außerdem hatte ich keine Lust, mich auf einen langen Kampf einzulassen, ich wollte dem Spuk so rasch wie möglich ein Ende bereiten.

Die Beretta steckte wieder in der Halfter am Gürtel. Ein schneller Griff, und ich würde sie haben…

Auf halbem Wege traf mich der Schock. Urplötzlich lag ein geisterhaftes Heulen in der Luft, aus dem Nichts entstand ein Wirbelsturm, der sofort heran war, mich packte und zur Seite schleuderte. Obwohl ich mich noch dagegenstemmte, knallte ich vor einen Baum und brauchte beide Arme, um mich abzustützen.

Aus dem Hintergrund hörte ich das Schreien des Anführers. »Los, packt ihn! Tötet ihn, er darf unserer Rache nicht im Wege stehen!«

Solche und ähnliche Worte hatte ich schon des öfteren vernommen.

Ich ignorierte sie zwar nicht, sie warfen mich auch nicht um, sondern machten mich mobil.

Denen wollte ich es zeigen.

Dicht vor dem Baumstamm kreiselte ich herum - und sah die verdammten Hände.

Zwei Paar schwebten in der Luft.

Geisterhafte Knochenklauen, wie schon in dem alten Turm der Kapelle. Nur waren diese Hände hier nicht leer. Sie hielten die Degen fest, die vorhin in den Mäulern der geheimnisvollen Geisterwesen gesteckt hatten…

***

Die Mordabsicht lag auf der Hand. Der Befehl war klar genug gegeben worden. Ich stand ihrer Rache im Wege und sollte sterben. Durch die Geisterhände und die gefährlichen Degen, mit denen sie

bestimmt ausgezeichnet umzugehen wußten.

Das merkte ich schon sehr bald, als die erste Hand mich attackierte.

Sie kam von links, stellte sich in der Luft aufrecht und hieb zu. Von oben nach unten folgte der Schlag. Ich sprang zur Seite, und die Schneide des Degens kappte einen über mir aus dem Stamm wachsenden Ast, der zu Boden fiel. Als er die Erde berührte, zischte er auf, wurde für einen Moment glühend und verdampfte.

Mir wurde angst und bange. In den Händen befanden sich ungemein gefährliche Waffen. Wenn sie mich berührten, würde mir das gleiche Schicksal drohen wie dem Ast, dessen war ich mir sicher. Ich mußte verdammt auf der Hut sein. An die Beretta kam ich nicht heran. Die Klauen jagten mich regelrecht, so daß ich mich darauf konzentrieren mußte, ihren Attacken auszuweichen.

Auf freier Fläche hätte ich vielleicht verloren. Hier jedoch kam mir der Wald zugute.

Die Bäume standen so dicht nebeneinander, daß sie mir einigermaßen Schutz boten und meine unheimlichen Gegner daran hinderten, sich voll zu entfalten.

Eigentlich hätte ich noch von Glück sprechen können, daß mich nur vier Hände angriffen und nicht sechs. Der Sprecher hielt sich zurück. Er schaute nur zu, wie mich die anderen fertigmachten.

Und die versuchten es.

Sie trieben mich in den Wald hinein. Beide Klauen griffen von vorn an, in meinem Rücken befand sich zum Glück keine.

Die Schläge kamen wie einstudiert. Rechts, links links rechts. Oft waren ihnen Zweige im Weg. Sie wurden kurzerhand von den Stämmen gesenst, zischten dann auf, nahmen die glühende Farbe an und verdampften.

Einen Baumstamm sah ich zu spät. Mit der rechten Hacke stieß ich beim Rückwärtslaufen dagegen und fiel zu Boden.

Der Degen stach senkrecht auf mich zu.

Ich wirbelte um meine eigene Achse. Dicht neben mir stach die Degenspitze in den Boden. Sie bohrte sich durch das Laub in die weiche Erde hinein, und wieder dampfte es auf. Sofort rissen die unheimlichen Hände die Waffe wieder hervor.

Dann hatte ich mein Kreuz.

Es war mir gelungen, die Kette über den Kopf zu streifen. Während die beiden Degen über mir einen Tanz aufführten und von den Knochenklauen geleitet wurden, blieb ich auf dem Rücken liegen und streckte beide Hände aus.

Das Kreuz hielt ich den Angreifern entgegen!

Würde seine Magie ausreichen?

Ein Schlag schräg von links nach rechts gezogen fegte auf mich zu.

Dem hätte ich nie entgehen können, doch ich setzte alles auf eine

Karte und schleuderte der Klinge mein Kreuz entgegen, wobei ich die Silberkette allerdings festhielt.
Es gab ein klirrendes Geräusch, als beide Dinge aufeinanderprallten.
Ein sprühender Blitz!
Er war gezackt und lief schräg zur Seite weg, traf einen dicken Baumstamm und hieb hinein wie die Schneide einer Axt. Rinde zerbrach, und ein langer Spalt entstand.
Das jedoch interessierte mich nicht. Viel wichtiger für mich war das, was mit der Waffe passierte.
Sie hatte die Berührung mit dem Kreuz nicht überstanden. Wie vorhin die Äste, so glühte sie jetzt auf, wurde feurig, erkaltete sofort wieder und zerfiel zu Asche, die wie ein dunkelgrauer Regen zu Boden rieselte.
Für einen Moment sah ich hinter den Händen eine geisterhafte Gestalt. Es war ein bleicher Mann, und er wirkte wie ein Geist, also feinstofflich. Mir kam es vor, als wäre sein Gesicht verzerrt und würde von der starken Magie erschüttert, dann war das Bild wieder verschwunden, und ich sah nur noch das eine Händepaar in der Luft schweben, dessen rechte knöcherne Klaue weiterhin den Griff des gefährlichen Degen festhielt.
Ich wuchtete meinen Körper hoch. Einen hatte ich schon ausschalten können. Warum nicht auch den zweiten?
Die Klauen reagierten schneller. Bevor das Kreuz auch nur in ihre Nähe gelangte, waren sie schon verschwunden. Deckung hatten sie hinter einem Baum gefunden.
Und dann hörte ich den Glockenschlag.
Einmal.
Ein tiefes Dong schwang durch die Nacht und hallte über den dunklen Wald…
»Wir sprechen uns wieder, John Sinclair!« vernahm ich die dumpfe Stimme des geisterhaften Mannes, mit dem ich schon einmal gesprochen hatte.
Ich wirbelte herum.
Soeben noch bekam ich mit, wie er sich auflöste. Seine Konturen verschwammen und waren dann verschwunden. Nichts blieb von ihm zurück. Vorbei…
Und die Hände?
Sie waren ebenfalls verschwunden. Mit dem Glockenschlag hatten sie sich aufgelöst. Wobei mir die Erklärung nicht schwerfiel. Der Spuk dauerte genau sechzig Minuten. Von Mitternacht bis um ein Uhr. Dann verschwand er so schnell, wie er gekommen war.
Ein wirklicher Mitternachtsspuk!
Erst vor wenigen Tagen hatten wir den Mitternachts-Vampir gejagt, jetzt traf ich auf den Mitternachtsspuk. Allerdings nicht in

Deutschland, sondern auf historischer englischer Erde, dem Schloß der Windsors, die irgendwie mit diesen Vorgängen zu tun haben mußten. Entweder direkt oder indirekt.

Daß ich nicht geträumt oder mir etwas eingebildet hatte, war anhand der Spuren deutlich zu erkennen. Der Baum hatte durch den Blitz eine Macke abbekommen, und auch die Asche des gefährlichen Degens lag noch auf dem Laub.

Mit diesen Ereignissen hätte ich wirklich nicht gerechnet. Erst das geisterhafte Läuten der Glocken, der Tod des Küsters, mein grausamer Fund, der Kampf mit der Frau und die Auseinandersetzung mit den anderen. Irgendwie mußte ich dies in die Reihe bekommen, in eine passende Form. Die Frage war nur, wie ich das anstellen sollte. Ein Name war gefallen. Madeleine de Haivilland! Ihn würde ich sicherlich nicht vergessen, denn er war die Basis für meine Nachforschungen. Sie und die drei Männer wollten sich für etwas rächen, was weit in der Vergangenheit lag. Hing es vielleicht mit den Windsors zusammen? Gut möglich. Auf jeden Fall wollte ich in der Richtung nachforschen.

Zudem interessierte es mich, aus welch einem Geisterreich diese unheimlichen Gestalten kamen? Mir war bekannt, daß es zahlreiche Dimensionen gab. Manche sicherlich leer, andere von einem grausamen Leben erfüllt, zu der auch die Dimension zählte, in der Asmodina, die Tochter des Teufels, mit eiserner Hand regierte. Ich hatte sie schon kennengelernt. Es war eine Welt der Riesenratten, wohin sie sich immer zurückzog, und mir war es nur mit Glück gelungen, die Dimension wieder zu verlassen.

Mein eigentliches Ziel hatte ich nicht aus den Augen gelassen. Nach wie vor wollte ich zu meinem Wagen. Die Mordkommission mußte her, und da konnte ich keine Rücksicht nehmen.

Mehr durch Zufall als durch Können traf ich auf einen schmalen Weg, dem ich folgen konnte und den Wald so hinter mir ließ.

Auf dem Herweg hatte ich nicht so viele Lichter gesehen. Jetzt waren sie angezündet worden. Hinter den Fenstern der schmalen Personalhäuser schimmerte es weißlichgelb. Die Menschen waren auf den Beinen, wahrscheinlich aufgeschreckt durch das Läuten der Glocke, als die Geisterstunde um war.

Mein Wagen stand auf einem kleinen Platz, wo die Reihe der Häuser aufhörte. Allerdings nicht allein, sondern neben zwei Ford Transits, mit denen die Verantwortlichen den Proviant und andere Dinge für das Schloß besorgten.

Als ich den Bentley erreichte und die Wagenschlüssel aus der Tasche holen wollte, hörte ich die Schritte.

Ich drehte mich um.

Diesmal waren es keine geisterhaften Gestalten, die auf mich zukamen, sondern drei Männer. Mit einer Gefahr rechnete ich

natürlich nicht, doch die Erkenntnis kam mir leider zu spät, denn bevor ich mich noch versah, hatten die Männer ihre Arme vorgestreckt, und ich schaute in die Mündungen von drei Pistolen.

Das war die Höhe!

Tief holte ich Luft. Angst empfand ich seltsamerweise nicht, nur Ärger.

Als ob ich nicht schon genug hinter mir hatte, mußte ich mich jetzt auch noch mit diesen Typen herumschlagen, die wohl einem Mißverständnis erlegen waren.

»Was soll das?« fragte ich scharf. »Für Scherze, Gentlemen, bin ich heute nicht mehr zu haben. Mir reicht es inzwischen.«

»Das ist kein Scherz«, antwortete der mittlere der Männer.

»Was dann?«

»Ernst, Mister!«

»Sie wollen mich töten?«

»Möglich.«

Irgend jemand mußte mir mit dem Gummihammer auf den Schädel geschlagen haben, so jedenfalls kam es mir vor. Das durfte es doch nicht geben, das war verrückt, Wahnsinn. Vielleicht verwechselten mich die Leute.

Wenn auch, das gab ihnen trotzdem nicht das Recht, einen Menschen mit ihren Waffen zu bedrohen.

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich. »Und ich arbeite für Scotland Yard. Mit dem Küster, der leider tot ist, bin ich in die kleine Kapelle gegangen, und niemand von ihnen wird mich jetzt daran hindern, die Mordkommission anzurufen. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja«, erwiderte der Sprecher. »Wir wissen genau, wer Sie sind. Aber das tut nichts zur Sache. Wir sind auch nicht glücklich über die Umstände, doch es geht kein Weg daran vorbei.«

»Woran nicht?«

»An den Dingen.«

»Werden Sie konkreter!« verlangte ich.

»Später, Mister.«

Ich hielt den Wagenschlüssel inzwischen in der rechten Hand und machte eine halbe Drehung, um die Tür aufzuschließen. Wahrscheinlich nahm ich die Leute immer noch nicht ernst genug. Den Schlüssel bekam ich noch ins Schloß, dann peitschte der Schuß.

Fast hätte mir die Kugel die Hand zerschmettert, so sirrte sie daran vorbei und hieb in das Seitenfenster der Fahrertür, das sie natürlich zerstörte, denn Panzerglas besaß mein Bentley leider nicht. Der Schießer wollte es noch einmal wissen. Allerdings schoß er nicht, sondern kam selbst. Die rechte Hand, durch die Waffe sehr beschwert, wollte er mir gegen den Schädel schmettern.

Ich fuhr herum und ging ihn an. Mein linker Arm war hochgezogen und angewinkelt, die Rechte kam mit der Wucht einer Dampframme. Der Schießer kassierte den Treffer voll. Sein Kopf schien zu Pudding zu werden, er bekam die große Störung, brach zusammen, und dann folgte der Blackout.

Sofort zuckte meine Hand zur Beretta, blieb aber auf halbem Wege stehen, denn in zwei Mündungen schaute ich, und die Gesichter darüber versprachen mir alles, nur nichts Gutes.

»Okay, Freunde«, sagte ich und spreizte die Arme. »Sie haben gewonnen.«

»Geben Sie mir Ihre Waffe!« verlangte der Sprecher. Er war der Ältere der drei. Ich konnte inzwischen besser sehen und erkannte, daß sich die Männer glichen. Zwei von ihnen waren noch jünger als ich. Der Ältere schien meiner Ansicht der Vater dieser Männer zu sein. Das sah ich auch an den Gesichtern.

Der Alte besaß eine markante Nase, die wie ein Felsen aus dem Gesicht stach. Dieses wirklich große Riechorgan hatten auch die Söhne geerbt und hinzu das braune Haar des Vaters, das bei den Söhnen länger wuchs und nicht so kurz geschnitten war wie bei dem Alten.

Mir blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten.

Mit spitzen Fingern zog ich die Beretta hervor und überreichte sie dem Alten.

Er nickte, senkte für einen Moment den Blick und schaute sich das Modell an.

»Eine Beretta?«

»Ja.«

»Seltsam, daß englische Polizisten solche Waffen tragen.«

»Hier stimmt so einiges nicht«, erklärte ich. »Ich würde gern erfahren, mit wem ich es hier zu tun habe, Mister?«

»Wir sind die Gormans.«

»Aha. Müßte mir das etwas sagen?«

»Wahrscheinlich einiges.«

»Tut es aber nicht. Sie könnten mich aufklären.«

Der Alte dachte nicht daran. Er schaute nur kurz zur Seite, als sich sein von mir niedergeschlagener Sohn rührte. Der lag noch auf der Erde, zog jetzt die Arme an und stützte sich in die Höhe. Dabei drehte er den Kopf.

Unsere Blicke trafen sich. Da war von Erkennen in seinen Augen nicht viel zu sehen. Sie zeigten einen Schleier, ich mußte ein wenig lächeln.

Dieser Typ würde noch lange an mich denken. Er setzte sich hin, streckte einen Arm aus und stützte sich am Wagen ab. Dann kam er langsam in die Höhe.

»Wir gehen ins Haus!« entschied der Alte. »Ozzy und Bud, ihr geht mit. Achtet darauf, daß unser kleiner Polizist keinerlei Dummheiten macht. Es würde ihm übel bekommen.«

Das glaubte ich den Burschen unbesehen. Sie machten einen verdammt entschlossenen Eindruck. Auch der Niedergeschlagene hatte sich wieder erholt. Mein Schlag war wirklich nicht von schlechten Eltern gewesen. Daß der andere ihn trotzdem so schnell überstanden hatte, bewies mir, wie stark er im Nehmen war. Für mich war es auch eine Warnung. Hier hatte ich es mit knüppelharten Burschen zu tun.

Wir betraten das Haus nicht durch den Vordereingang. Ich mußte hinten herum und passierte eine Efeu bewachsene Fassade, bevor wir an eine kleine Tür gelangten, hinter der ein schmaler Flur lag.

Jemand rammte mir die Mündung ins Kreuz, und ich stolperte über die Schwelle.

Eine Treppe sah ich, eine Tür zum Keller, und eine andere, die in die Wohnräume führte.

Diese Türen lagen links Eine wurde aufgezogen, kaum daß wir das Haus betreten hatten.

Auf der Schwelle stand ein Mädchen.

Im ersten Augenblick mußte ich schlucken. Ich war es wirklich nicht gewohnt und hätte auch nicht damit gerechnet, so eine Schönheit hier zu sehen. Das Mädchen war vielleicht ein wenig klein, dafür hatte es kupferrote Haare und eine Figur, die verflixt gut gepolstert war. Das Gesicht wirkte rund, aber es paßte zu der Kleinen, die ich auf drei- oder vierundzwanzig schätzte.

»Geh rein!« ertönte hinter mir die Stimme des Alten.

»Aber Dad, ich…«

»Maureen, verschwinde!«

Das Mädchen gehorchte. Der Alte schien hier wirklich wie ein Patriarch zu regieren.

Bevor das Mädchen wieder im Zimmer verschwunden war, hatte es mir noch einen schnellen Blick zugeworfen.

Ich war mir sicher, daß wir irgendwann noch Gelegenheit haben würden, gemeinsam zu plaudern. Erst einmal beschäftigten sich die anderen Familienmitglieder mit mir. Ich wurde in die Küche geführt und mußte mich dort auf einen harten Stuhl setzen. Die Hände legte ich flach und brav auf den Tisch.

Die Mitglieder dieser seltsamen Familie bauten sich im Zimmer auf.

Und zwar so, daß sie mich stets im Auge behalten konnten. Sie machten das ziemlich geschickt, wie die Profis. Eine Chance ließen sie mir nicht.

»Die Brieftasche!« verlangte der Alte.

»Wollen Sie mich berauben?«

»Gib schon her!« zischte der Knabe, den ich niedergeschlagen hatte.

Achselzuckend holte ich die Brieftasche hervor und warf sie auf den Tisch. Sie rutschte über die blanke Platte und blieb in dem hellen Kreis liegen, den die Lampe auf den Tisch warf. Der Alte griff nach der Brieftasche und klappte sie auf. Das was ihm in die Hände fiel, kommentierte er mit einem Nicken. Nur eins schien ihm nicht zu gefallen.

Mein Ausweis. Als er ihn in der Hand hielt, zog er die Augenbrauen drohend zusammen.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich vom Yard bin«, sagte ich.

Gorman grinste schief. »Ja, das haben Sie. Aber Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie so ein hohes Tier sind.«

Ich hob die Schultern. »Als Oberinspektor ist man das bestimmt nicht, mein Lieber.«

»Wieso dann dieser Ausweis?«

»Ich habe besondere Vollmachten.«

»Die hier nicht gültig sind.«

»Doch, Gorman, sie sind gültig. Hier und auch anderswo, das kann ich Ihnen sagen.«

»Im Normalfall vielleicht. Aber den haben wir nicht. Wir stehen vor einer Entscheidung, und Sie werden uns nicht daran hindern. Der Küster hat leider einen Fehler gemacht. Er hat ihn mit seinem Leben bezahlt. Und wir werden versuchen, den Fehler wieder auszubügeln. Ihr Pech, daß es für Sie tödlich enden kann.«

»Ist das die Sache wert?« fragte ich.

»Ja, das ist sie.«

Ich hob die Schultern. »Mir ist nicht bekannt, was Sie vorhaben, doch Mord an einem Polizisten kann Sie alle drei verdammt teuer zu stehen kommen.«

»Das überlassen Sie uns mal. Ferner habe ich nicht gesagt, daß wir Sie umbringen werden.«

»Wer dann?«

Darauf bekam ich keine Antwort.

Ein Spaß war diese Sache hier schon lange nicht mehr. Trotzdem wollte ich versuchen, einen Schlußstrich zu ziehen. Und zwar im Guten, wie es so schön heißt.

»Sie glauben doch nicht im Ernst, daß auf meiner Dienststelle niemand weiß, wo ich mich aufhalte, Mr. Gorman. Deshalb gebe ich Ihnen und Ihren Söhnen den guten Rat, mich freizulassen. Wir vergessen die Dinge, die geschehen sind und reden als normale Männer darüber. Vernünftig und in aller Ruhe.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Die Weichen sind bereits gestellt. Sie müssen sich ebenfalls an die Spielregeln halten, Oberinspektor.«

»Sie machen sich unglücklich!«

»Das ist meine Sache. Und jetzt stehen Sie auf. Aber hübsch vorsichtig.«
Nach diesen Worten bewegten sich auch die beiden Söhne. Ihre Haltungen spannten sich. Die Kerle gaben acht wie die Wachhunde. Die Mündungen der Waffen wichen um keinen Zoll.
»Die Brieftasche können Sie wieder einstecken«, sagte der alte Gorman.
»Wie großzügig.«
»Dafür bekommen wir Ihren Wagenschlüssel!«
Die anderen hatten die besseren Argumente. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihrer Aufforderung nachzukommen Ich holte die Schlüssel hervor und warf sie auf den Tisch. Sie klimperten gegeneinander, als sie über die Platte rutschten.
Dann mußte ich mich umdrehen und langsam zur Tür gehen. Nach innen zog ich sie auf.
Ein paar Schritte brauchte ich nur, um den Flur zu durchqueren. Vor der Kellertür hörte ich den Befehl und verhielt meinen Schritt.
Ins Schloß war die Tür nicht gefallen. Ich brauchte sie auch nicht aufzuziehen, sondern konnte gegen sie treten, so daß sie über die Treppenstufen schwang.
»Hinunter!« verlangte der Alte.
In mir breitete sich kein angenehmes Gefühl aus, als ich die Stufen nach unten stieg. Hinter mir hörte ich die Schritte meiner Gegner, und ich fragte mich verzweifelt, was das alles sollte. Ich war vom Regen in die Traufe geraten. Alles deutete darauf hin, daß man mich außer Gefecht setzen wollte. Was den anderen sicherlich nicht schwerfiel, so wie ich die Lage einschätzte. Die Autoschlüssel hatten sie an sich genommen. Dies konnte nur bedeuten, daß man mich und den Wagen verschwinden lassen wollte.
Acht Stufen besaß die Treppe. Dann mußte ich den Kopf einziehen, weil die Decke so niedrig war. Ich konnte geradeaus weitergehen, aber auch nach rechts, wo ein Gang abzweigte.
Die Wände des Kellers waren früher einmal weiß gewesen. Jetzt herrschte eine graue schmutzige Farbe vor.
»Nach rechts!« befahl der alte Gorman.
Ich gehorchte und stellte fest, daß der Gang nicht sehr lang war. Nach ein paar Schritten schon hörte er auf. Und zwar vor einer Bohlentür, die ich aufdrücken konnte, weil sie nicht verschlossen war.
Auf der Schwelle mußte ich stehenbleiben. Jemand drückte mir die Mündung ins Kreuz, dann griff eine Hand an meiner Schulter vorbei und tastete nach dem Lichtschalter.
Ich vernahm ein Schnacken. Wenig später glühte eine Birne unter der Decke auf. Sie wurde durch ein Gitter geschützt. Ihre Helligkeit reichte jedoch aus, um erkennen zu können, was sich alles in diesem

Kellerraum befand.
Ich traute meinen Augen nicht. Da stand doch tatsächlich ein…
Weiter kam ich nicht. Meine Gedanken explodierten. Schuld an dieser Misere war der Schlag, der so heimtückisch meinen Nacken getroffen hatte.
Ich versuchte noch, mich auf den Beinen zu halten. Atmete durch, wollte irgend etwas greifen, an dem ich mich festhalten konnte - da war nichts.
Hart schlug ich auf und blieb bewußtlos liegen.

***

Acht Uhr!
In London waren zahlreiche Menschen krank.
Die Schuld daran schoben Ärzte und andere Fachleute dem Wetter in die Schuhe, denn in den letzten Tagen hatte sich ein von Südwesten her kommender Warmluftstrom über die Stadt an der Themse ergossen und ließ in den Mittagsstunden das Thermometer fast bis auf die 20 Grad Marke klettern. Sehr unnatürlich für November.
Der Krankheitspegel stieg rapide, die Menschen litten unter Kopf-und Gliederschmerzen, selbst Suko, der Chinese, fühlte sich nicht wohl.
Seiner Freundin Shao erging es ähnlich. Sie blieb noch im Bett, als Suko sich verabschiedete und zum Dienst fuhr.
Daran mußte sich Shao auch erst gewöhnen. Seit einiger Zeit besaß Suko eine geregelte Arbeitszeit. Er war in die Dienste von Scotland Yard getreten und stand im Range eines Inspektors. Dies hatte er Sir James Powell zu verdanken, dem es nach langem Hin und Her endlich gelungen war, Sukos Wunsch zu erfüllen, so daß der Chinese von den Conollys finanziell unabhängig war.
Normalerweise nahm John Sinclair Suko immer mit. Als der Chinese eine Tür weiter klingelte, öffnete niemand.
Das verwunderte den Inspektor. Als er auch nach dem zweiten Klingeln keine Reaktion merkte, war er zwar leicht beunruhigt, fuhr aber trotzdem erst einmal mit dem Lift in die Tiefgarage, wo auch seine Harley Davidson parkte.
Die Box, in der ansonsten der silbergraue Bentley stand, war leer. Nun erst fiel Suko ein, daß sein Freund John Sinclair in einem Nachteinsatz unterwegs war. Der schien sich doch länger hingezogen zu haben, sonst wäre der Oberinspektor wieder zurückgekehrt.
Suko blieb nichts anderes übrig, als sich auf seine Harley zu schwingen. Gern tat er das nicht, denn es sah nach Regen aus, auch wenn es zur Zeit trocken war.
Quälerei durch den Morgenverkehr.
Suko kannte dies und regte sich schon gar nicht mehr auf.
Zehn Minuten vor Arbeitsbeginn stellte er seine Maschine auf dem

Parkplatz des Yard Buildings ab und fuhr mit dem Fahrstuhl hoch in die obere Etagen, wo er und der Oberinspektor sich ein Büro teilten, das ziemlich klein geworden war, nachdem noch ein zweiter Schreibtisch in dem Raum stand.

Im Flur traf der Chinese Glenda Perkins. Sie diente beiden Männern als Sekretärin. Auch Glenda sah ziemlich grau aus. Ihr steckte das Wetter ebenfalls in den Knochen. Der Morgengruß klang nicht so fröhlich wie sonst.

»Haben Sie John Sinclair nicht mitgebracht?« fragte sie und nickte dankend, weil Suko ihr die Tür zum Vorzimmer aufgehalten hatte.

»Nein.«

»Ist er krank?«

Suko betrat ebenfalls das Vorzimmer, wo Glenda schon an der Kaffeemaschine stand. »Ich weiß es nicht. Sein Wagen stand auf jeden Fall nicht in der Garage.«

»Seltsam.«

»Ich glaube allerdings, daß er einen Nachteinsatz hatte«, sagte Suko und öffnete die Tür zum gemeinsamen Büro.

»Davon weiß ich nichts«, rief Glenda.

»Ging auch Hals über Kopf.«

»Und was war der Grund?«

Suko zog seine lederne Jacke aus. »Kann ich Ihnen nicht genau sagen, Glenda. Soviel ich weiß, mußte er raus zu den Windsors. Angeblich sollte es dort spuken.«

»Der arme John.«

Suko lachte. »Da sagen Sie was.«

Aus dem Nebenraum hörte er das Gluckern der Kaffeemaschine. Die braune Brühe lief ein. Suko wußte, daß Glenda gleichzeitig auch Tee kochte. Sie würde ihm eine Tasse bringen.

Mittlerweile hatte sich der Chinese auch an das gewöhnt, was ein normaler Polizeibeamter so haßt. Das Bearbeiten der Akten. Und zu bearbeiten gab es immer etwas.

Morgens lagen schon die Kopien über bestimmte Fälle der vergangenen Nacht auf dem Schreibtisch der zuständigen Beamten. Die mußten sorgfältig durchgegangen und nach Parallelen oder Gemeinsamkeiten untersucht werden. Und zwar sofort.

Suko machte sich an die Arbeit. Er blätterte den Wust dünner Papiere auf und hörte plötzlich aus dem Vorderraum eine bekannte Stimme. Die des Superintendenten Sir James Powell.

Der Alte bemühte sich persönlich her, das tat er ansonsten nur recht selten. Schon erschien seine Gestalt auf der Türschwelle. Wie immer trug er einen korrekt sitzenden Anzug, ein weißes Hemd und eine dezente Krawatte aus schwerer Seide. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern blickten unmutig, als er den Raum durchstreifte. »Ist

Oberinspektor Sinclair nicht da?«
»Nein, Sir.«
»Hat er eine Nachricht hinterlassen?«
»Auch nicht, Sir. Ich wundere mich selbst, denn in seiner Wohnung war er nicht.«
»Das ist komisch.«
Suko hob die Schultern. Er war nicht direkt in den Fall eingeweiht und wußte auch nicht, was er dazu sagen sollte. Sir James blieb zwischen den beiden Schreibtischen ein wenig unschlüssig stehen und nickte dann.
Nach einer Weile meinte er: »Ich möchte Sie in meinem Büro sprechen.«
»Natürlich, Sir.«
Der Superintendent ging vor. Als Suko das Zimmer von Glenda durchquerte, warf er einen sehnsuchtsvollen Blick auf die Tasse, in der bereits der Tee dampfte.
Den konnte er jetzt vergessen.
In Sir James' Büro nahm Suko Platz. Der Alte war ziemlich unruhig. Er nahm einen Schluck von seinem Magenwasser und verzog das Gesicht, bevor er sagte: »Irgend etwas ist da faul, das spüre ich. Sie werden sich um den Fall kümmern, Suko.«
»Gern, Sir. Nur weiß ich leider nicht, um was es genau geht.«
Der Superintendent winkte ab. »Das erkläre ich Ihnen sofort.« Er nahm noch einen Schluck und setzte Suko in wenigen Sätzen auseinander, um was es ging.
Der Chinese hörte genau zu. Hin und wieder nickte er. Besonders beeindruckt zeigte er sich nicht, als er den Namen der Windsors vernahm. Suko war eben kein Engländer.
»Sie müssen den Fall natürlich mit sehr viel Fingerspitzengefühl angehen«, erklärte ihm der Superintendent. »Die Windsors sind keine Browns oder Smiths, sondern eine sehr angesehene Familie. Wenn nicht die angesehendste überhaupt. Deshalb verlange ich von Ihnen Diskretion. Ich werde mich um ein persönliches Gespräch bemühen, und Sie versuchen, den Fall von einer anderen Seite aufzurollen.«
»Habe ich direkten Kontakt mit der Familie?«
»Das glaube ich nicht. Auch John Sinclair ist nicht zu den Windsors gegangen, er war mit dem Küster verabredet. Versuchen Sie, diesen Mann ausfindig zu machen, dann ist alles klar.«
»Ja, Sir, ich werde mein Bestes tun.«
»Sie wissen, wo Sie den Wohnsitz der Windsors finden können?«
»An der Themse, ungefähr 25 Meilen von hier.«
»Genau. Und halten Sie mich auf dem Laufenden.«
»Natürlich, Sir.«
Suko war entlassen. Bevor er sich auf den Weg machte, ging er noch

bei Glenda vorbei. »Wie sieht es mit dem Tee aus?«

Die schwarzhaarige Glenda lächelte. »Ich habe ihn warmgestellt.«

»Sie sind ein Schatz.«

»Langsam nehmen Sie die Sprüche eines John Sinclair an, Suko.«

»Ist das verkehrt?«

»Eigentlich nicht.«

Suko nahm die Tasse und führte sie an den Mund. »Sehen Sie, Glenda, so kommen Sie wenigstens nicht aus der Übung.«

»So kann man es auch sagen.«

Suko trank den Tee, und er berichtete Glenda, in deren Augen Sorge stand, daß er sich auf die Suche nach John Sinclair machen wollte.

»Hoffentlich ist ihm nichts geschehen.«

Suko winkte ab. »John ist zäh, der hat sogar sieben Leben. Wie eine Katze.«

»Übertreiben Sie da nicht ein wenig?« fragte Glenda.

»Nein, ich mache mir nur selbst Mut.«

»Den können Sie auch gebrauchen.«

***

Ich hatte mich schon oft während meiner langen Laufbahn in gefährlichen Situationen befunden, war mehrere Male niedergeschlagen worden und gefesselt wieder erwacht, aber diese Haltung, in die man mich ohne mein Wissen hineingezwängt hatte, war wohl die schlimmste bisher von allen.

Ich hing an einem Kreuz!

Nicht an einem normalen, nein, an einem Kreuz, bei dem beide Teile gleich lang waren. Der senkrechte und der waagerechte dicke Holzbalken. Zudem stand es gekippt, so daß es ein großes X bildete.

Man hatte mich gefesselt.

Um Hände und Füße waren die Stricke gebunden. Und zwar so hart, daß ich mich nicht rühren konnte. Arme und Beine waren so weit auseinandergezogen worden, wie es eben ging, und ich spürte ein Stechen in den Gelenken, welches das Schmerzgefühl in meinem Kopf sogar noch übertönte.

Meine Gegner hatten mich in dem Kellerraum gelassen, in den ich kurz vor meiner Bewußtlosigkeit hatte einen Blick werfen können. Da war ja nicht nur dieses große X, das mir zuvor Rätsel aufgegeben hatte, sondern eine makabre Bank.

Sie bestand ebenfalls aus Holz, und ich sah sie in geringer Entfernung vor mir.

Die Bank besaß Löcher. Genau acht an der Zahl. Und in jedem Loch steckte eine Hand!

Acht Hände.

Genau die Hände, die ich schon einmal in der Truhe gesehen hatte,

als sie von mir geöffnet worden war. Jetzt befanden sich die Hände hier.

Man hatte sie in die Bank gesteckt, die Finger auseinandergebogen und zur Klaue geformt. Mir, dem Gefangenen, wandten die Hände ihre Innenseiten zu, und die Finger sahen aus, als wollten sie jeden Moment nach mir greifen.

Ich konnte alles so gut erkennen, weil der Keller erhellt wurde. Die Birne an der Decke, die ich kurz vor meiner Bewußtlosigkeit noch erkannt hatte, war zwar trübe, aber ihr Schein reichte völlig aus.

Im ersten Impuls hatte ich an den Stricken gezerrt. Doch sie waren einfach nicht zu lösen. Die Familie Gorman verstand ihr Handwerk. Allein würde ich mich aus dieser Lage nicht befreien können. Natürlich machte ich mir meine Gedanken. Ich dachte darüber nach, aus welch einem Grund die Hände aufgestellt worden waren. Wollte man andere damit vielleicht in den Keller locken und hier zu einer Entscheidung zwingen?

Und wer waren die anderen?

Die geisterhaften Gestalten mit Madeleine de Haivilland an der Spitze?

Eine andere Erklärung fand ich nicht. Ich wußte auch nicht, in welch einem Zusammenhang die de Haivillands mit den Gormans standen. Für mich war wichtig, daß ich aus diesem verfluchten Keller herauskam. In Anbetracht der Dinge würde dies jedoch ein Wunschtraum bleiben. Trotz dieser mißlichen Situation verspürte ich keinerlei Angst. Schließlich wußten meine Kollegen Bescheid, wo ich zu finden war. Sicherlich würde Sir James eine Suchaktion starten. Allerdings hatte die Sache bei genauerem Hinsehen einen Nachteil. Ich befand mich auf dem Gelände, das zu Schloß Windsor gehörte. Und Sir James würde sich hüten, hier mit einem Großaufgebot an Polizisten zu erscheinen. Das hätte unweigerlich einen Skandal gegeben, der den Windsors nicht zugemutet werden konnte. Die Nation konzentrierte sich auf Lady Di, die im Frühsommer ein Kind bekommen würde. Das waren positive Schlagzeilen, die ein wenig mithalfen, das Image des gebeutelten Großbritanniens wieder zu heben.

Also mußte ich abwarten.

Leider wußte ich nicht, wieviel Zeit vergangen war. Auch war es mir nicht möglich, auf meine Uhr zu schauen, da ich die Arme nicht bewegen konnte. Ich rechnete allerdings damit, daß der nächste Tag längst angebrochen war.

So blieb für mich nur eine Möglichkeit.

Warten!

Ich konzentrierte mich auf die Geräusche, die im Haus aufklangen. Hin und wieder hörte ich Schritte. Sie klangen dumpf und wurden

durch die dicke Kellerdecke gedämpft. Manchmal flackerte auch die Birne. Ein Beweis, daß sie nicht völlig in Ordnung war.

Wieder versuchte ich es. Wenn ich die Fesseln schon nicht lockern konnte, so wollte ich wenigstens meinen Kreislauf nicht völlig einschlafen lassen. Immerhin konnte ich die Zehen und die Finger bewegen. In meiner Lage empfand ich dies als Erleichterung.

Und dann hörte ich Schritte.

Allerdings nicht über mir, sondern aus dem Keller. Jemand kam die Treppe hinunter, ich vernahm das harte Aufschlagen der Sohlen auf dem Steinboden, und erst vor der Kellertür verstummten die Geräusche.

Dafür wurde ein Schlüssel in das Schloß geführt, eine Drehung, quietschend schwang die Tür nach innen, und im nächsten Moment sah ich das rothaarige Mädchen.

Für einen Augenblick blieb es in der Türöffnung stehen. Es schaute mich an, wobei ich keine Veranlassung sah, meinen Blick zu senken.

Maureen hieß sie, das hatte ich noch gehört. Sie hatte sich umgezogen, trug einen wollenen Rock von blauer Farbe, eine weiße Bluse und darüber eine Strickjacke, die offenstand. In der rechten Hand hielt sie ein Glas. Eine gelbe Flüssigkeit schimmerte darin, die mich an Limonade erinnerte.

Da Maureen nicht sprach, übernahm ich die Initiative. »Wollen Sie begutachten, ob Ihre Familie mich auch richtig gefesselt hat?«

»Nein, Mr. Sinclair.« Meinen Namen wußte sie also auch schon.

»Was wollen Sie dann?«

»Ihnen ein wenig zu trinken bringen.« Ihre Stimme klang leise.

»Das ist nett. Doch um trinken zu können, brauche ich beide Hände. Können Sie mich nicht losbinden?«

»Das darf ich nicht.« Sie holte tief Luft. »Ich werde Ihnen das Glas aneichen. Normalerweise dürfen es meine Brüder und mein Vater nicht wissen, daß ich hier bin, aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Natürlich.«

Maureen setzte sich in Bewegung. Sie warf einen scheuen Blick auf die Bank mit den Händen, als sie um sie herum schritt. Auf ihrem Gesicht bildete sich eine Gänsehaut. In dieser Umgebung fühlte sie sich sehr unwohl.

Dicht vor mir blieb sie stehen. Zum erstenmal sah ich sie richtig aus der Nähe. Rothaarige Frauen haben meistens grüne Augen, so hieß es immer. Ihre Augen waren es nicht. Sie kamen mir vor wie dunkelbraune Haselnüsse.

Ich lächelte. Dann beugte ich den Kopf weit vor, und Maureen kam mir mit dem Glas entgegen. Ich spürte den kalten Rand an den Lippen, als sie das Glas kippte, damit ich die Limonade trinken konnte. Ich

schluckte langsam und merkte, wie mich das Getränk so richtiggehend erfrischte.

Bis auf einen winzigen Rest trank ich das Glas leer. Es hatte gut getan.

Maureen trat zurück und wollte sich abwenden. Da hatte ich etwas gegen und sagte: »Einen Moment noch.«

Sie wandte sich wieder um. »Ich habe keine Zeit, Mr, Sinclair. Die anderen könnten merken, daß ich hier bin.«

»Das verstehe ich. Nur müssen Sie auch mich verstehen, Miß Gorman. Ich habe einige Fragen, die mir wirklich auf der Seele brennen. Ich hoffe, daß Sie mir eine Antwort geben können.«

»Das will ich versuchen!«

»Weshalb hat man mich hier gefangen genommen?«

»Man will Sie in Sicherheit haben«, erwiderte das Girl und hob den Kopf.

»Wirklich.«

»In Sicherheit?« Ich lachte bitter. »Nein, dann hätte man mich nicht zu fesseln brauchen.«

»Sonst hätten Sie Unsinn machen können.«

»Inwiefern?«

»Sie sind Polizist. Und hier wird sich bald etwas abspielen, das nur uns Gormans angeht.«

»Was ist das?«

»Darüber muß ich schweigen.«

»Hat es etwas mit den de Haivillands zu tun?« erkundigte ich mich und sah das Erschrecken auf dem Gesicht des Mädchens.

»Sie…Sie wissen Bescheid?«

»Natürlich. Glauben Sie im Ernst, ich käme unvorbereitet zu Ihnen. Ich bin geholt worden. Und zwar von dem Küster. Er wollte, daß ich den Spuk aufkläre. Der Küster ist tot, aber ich denke nicht daran, aufzugeben. Noch ist es Zeit, Maureen. Noch können Sie zurück. Denken Sie daran. Den Gormans ist nicht damit gedient, daß ich hier gefesselt im Keller liege.«

»Ich kann es nicht.«

»Was können Sie nicht? Mich befreien?«

»Genau.«

»Maureen.« Meine Stimme klang beschwörend. »Ich sage Ihnen, daß Sie sich nur tiefer hineinreiten. Das ist kein leeres Geschwätz von mir, wirklich. Meine Kollegen wissen, wo sie mich finden können. Sie werden hier alles auf den Kopf stellen, und dann ist es zu spät, auch für Sie. Binden Sie mich los, lösen Sie meine Fesseln, dann werde ich alles tun, um Sie und Ihre Familie aus dem Fall herauszuhalten.«

»Das können Sie nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil es endlich zu einer Entscheidung kommen muß. Entweder die de Haivillands oder wir. Es kann und darf nicht mehr länger hinausgezögert werden. Heute jährt sich der Tag. Die Geisterglocken haben ihn eingeläutet. Die de Haivillands sind da. Ich weiß es, und wir können nicht mehr fortlaufen.«

»Was ist denn Schlimmes geschehen?«

»Das wissen Sie nicht?«

»Nein, sonst hätte ich ja nicht gefragt. Ich sehe hier sechs Hände, ich kenne auch die de Haivillands, aber ich weiß nichts von den genauen Zusammenhängen.«

»Dann seien Sie froh.«

»Verdammt, wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie mir genau sagen, um was es geht.«

Sie schüttelte den Kopf. Die langen, roten Haare flogen. Da sie dicht vor mir stand, kitzelten die Spitzen mein Gesicht. »Es tut mir wirklich leid, aber ich kann nicht anders. Ich…«

Sie sprach nicht mehr weiter, aber wie auch ich hatte Maureen das Geräusch gehört. Es war ein Heulen, das zusammen mit einem Windzug in den Raum fuhr.

Maureen wirbelte herum. Noch in der Drehung schrie sie ängstlich auf.

Auch meine Augen weiteten sich.

In der offenen Tür waren die beiden knöchernen Klauen erschienen.

Und wie schon bei dem Angriff auf mich, hielten sie ebenfalls die Degen fest…

Maureen Gorman schien verloren zu sein…

***

Die Fahrt zum Besitz der Windsors führte Suko durch ein herbstliches London. Kaum ein Baum besaß noch Blätter. Kehrmaschinen waren unterwegs und sammelten das Laub nicht nur in den Parks und Grünanlagen auf, sondern auch aus den Rinnsteinen.

Der Chinese hielt sich dabei dicht an der Themse. Er fuhr der Mündung entgegen, also nach Osten. Die Uferanlagen zeigten ein sattes Grün. Sie trennten den Flußlauf von den langen Häuserzeilen, die sich entlang des Stromes zogen.

Die City hatte Suko hinter sich gelassen, und die Umgebung wurde inzwischen ländlicher. Die Grundstücke waren größer als in der Innenstadt, manchmal umschlossen sogar kleine Parkanlagen die Häuser.

Hin und wieder sah Suko den Fluß. Das Wasser sah grau wie Blei aus.

Der Weg zu Windsor Castle war beschildert. Den Hinweisen folgte Suko.

Zweimal überholte Suko vollbesetzte Busse, deren Ziel der Sitz der

Windsors war. Die Touristen wurden regelrecht angekarrt, denn das Schloß war eine Attraktion. Die meisten der Gebäude waren zur Besichtigung freigegeben, nur die Privaträume der Windsors nicht.

Suko wußte nicht, ob es von der Themse her einen direkten Zugang zum Besitz der Windsors gab, deshalb fuhr er den offiziellen Weg und erreichte den Parkplatz, der vor den großen und hohen Mauern lag. Hier wurden die Busse abgestellt, denn auf das Gelände ließ man nur PKW's.

Der Chinese auf seiner Harley verschwand fast zwischen den hohen Ungetümen. Er fand für sein Motorrad eine Ecke, nahm den Helm ab und kettete ihn an der Maschine fest.

Dann marschierte er los.

Suko hörte zahlreiche Sprachen. Deutsch war am häufigsten vertreten. Aus Germany kamen die Besucher wirklich in Scharen, um das Schloß und die Nebengebäude zu besichtigen. Die Führungen wurden laufend durchgeführt. Es gab zahlreiche Führer, die auf die Besucher warteten und sie in Empfang nahmen.

Schon hinter dem großen Hauptburgtor - es gab hiervon mehrere wurden die Besucherströme in die entsprechenden Richtungen geleitet.

Gepflegte Wege umrahmten die kurz geschnittenen Rasenflächen, die an einen grünen Teppich erinnerten.

Rundbauten, Türme, Söller, Wehrgänge, Mauern - sie alle bildeten ein verwirrendes Durcheinander. Suko hatte sich vor seiner Fahrt noch informiert. Er wollte nicht dorthin, wo die Windsors lebten, ihn interessierte die kleine Kapelle. Dort hatte John Sinclair seinen Auftrag ausführen wollen.

Der frischgebackene Inspektor machte es geschickt. Ein Stück ließ er sich mit den Touristen treiben, bevor er sich nach links absetzte und damit weg von dem großen Rundweg kam, der das riesige Gelände praktisch in zwei Hälften teilte.

Suko wandte sich nach links. Dort stand eines der Hauptgebäude, das nicht besichtigt werden konnte. An seiner Westseite jedoch führte ein schmaler Weg entlang, den Suko einschlug. Er war kaum ein paar Schritte gegangen, als sein Blickwinkel besser wurde und er einige kleine Gebäude sah, deren Dächer rot schimmerten.

Dort mußte das Personal wohnen.

Die Bauten standen dicht an dicht. Als Suko näherkam, roch er den Stallgeruch.

Pferde.

Hier hielten die Windsors also ihre Klasserenner auf vier Beinen. Suko hörte auch Stimmen. Er sah einen kleinen, mit Sand bestreuten Platz, auf dem zwei Pfleger rassige Hengste in die Runde führten. Auf dem Gatter saß ein dritter Mann, der gab hin und wieder einige

Anweisungen und schrieb etwas in seinen Notizblock. Das war sicherlich der Stallmeister.

Suko hatte Glück, daß man ihn nicht sah. Er drückte sich durch eine Gasse zwischen zwei Hausreihen, gelangte in einen viereckigen Innenhof und saß erst einmal fest.

Ein Ausgang war nicht zu sehen.

Irgendwo dudelte ein Radio. Die Musik kam von oben. Suko hob den Blick und sah die lange Balkonreihe, die jedes Haus miteinander verband und sich durch den gesamten Innenhof zog. Dem Chinesen gegenüber schimmerte das Tor einer Einfahrt im dunklen Grün. Suko roch noch die Farbe, das Tor war erst frisch gestrichen worden.

Aus einer Tür erschien eine Frau. Sie trat vor bis an das Geländer des Balkons, stützte ihre Arme auf das Schmiedeeisen und schaute nach unten.

»Suchen Sie etwas?«

Jetzt mußte Suko sich rasch eine Ausrede einfallen lassen. »Ja«, rief er zurück, »den Küster.«

Die Frau lachte. »Den finden Sie hier nicht: Der ist in der kleinen Kapelle. Was wollen Sie denn von ihm?«

»Ich muß mit ihm sprechen. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Er hat mich eingeladen.«

»Dann gehen Sie mal durch das grüne Tor.« Die Frau wies in die Richtung. »Dahinter beginnen zwei Wege. Sie müssen den linken nehmen. Er führt auch zur Kapelle. Dort treibt sich der Küster meist herum. Und hoffentlich ist er nüchtern.«

»Wieso? Trinkt der Gute denn?«

»Mindestens eine Flasche Gin am Tag. Wir nennen ihn immer Don Camillo, denn betrunken spricht er immer mit dem Herrgott.«

»Na denn. Vielen Dank auch.«

»Und grüßen Sie den alten Knaben mal.«

Von wem er grüßen sollte, erfuhr Suko nicht, denn die Frau verschwand vom Balkon.

Der Chinese zog einen Torflügel auf und fand tatsächlich die beiden Wege. Er schlug den linken ein. Dieser führte ihn in die Nähe der Burgmauer und auch gleichzeitig auf einen Wald zu, der zu dieser Jahreszeit allerdings kahl aussah und wie ein Gerippe wirkte. Suko hörte das Brummen einer Kehrmaschine, und er sah zwischen den Bäumen einen Mann auf einem Minitrecker sitzen. An dem Gefährt war eine automatische Kehrmaschine angebracht worden, die das Laub aufsammelte. Der Fahrer kümmerte sich nicht um den Chinesen.

Fünf Minuten später hatte Suko sein Ziel zwar noch nicht erreicht, dafür einen Parkplatz, auf dem einige Wagen standen. Mein Freund zeigte sich enttäuscht, denn er hatte damit gerechnet, den Bentley zu finden. Das jedoch war nicht der Fall. Er sah zwar einige Fahrzeuge,

einen Bentley jedoch nicht.
Das ärgerte Suko, und allmählich beschlich ihn ein ungutes Gefühl.
Die Gegend hier wirkte zwar friedlich und lag auch in einer spätherbstlichen Stille, ihm jedoch kam es wie eine Kulisse vor, hinter der unter Umständen etwas Schreckliches lauerte.
Menschen sah er nicht mehr. Dafür entdeckte er die Kapelle. Es war wirklich eine kleine Kirche. Ihr Turm reichte nicht einmal bis an die Höhe der Mauer heran, die gar nicht weit entfernt verlief.
Hier hatte der Fall also begonnen. Es war natürlich, daß Sukos Blicke den Turm genauer unter die Lupe nahmen. Verdächtiges allerdings konnte er nicht feststellen.
Wo steckte der Küster?
Diese Frage interessierte Suko am meisten. Normalerweise war es so, daß der Kirche oder Kapelle ein kleines Haus angeschlossen war, wo Pfarrer oder Küster wohnten.
Hier allerdings nicht, was Suko einigermaßen verwunderte. Er machte sich jedoch keine weiteren Gedanken, sondern schritt auf die Tür der Kapelle zu.
Sie war nicht verschlossen. Nachdem Suko die schwere gußeiserne Klinke nach unten gedrückt hatte, zog er die Tür auf und betrat die kühle Kapelle.
Ein Mittelgang. Rechts und links davon jeweils vier Sitzreihen. Mehr nicht.
Durch schmale Fenster fiel nur wenig Licht, denn die Scheiben waren sehr dunkel.
Suko ging vor.
In der Stille klangen seine Schritte ziemlich laut. Er wußte, daß der Küster Mike Gill hieß, und er rief deshalb dessen Namen. Der Chinese hörte nur das Echo seiner eigenen Stimme, eine Antwort bekam er nicht.
Die Kapelle schien leer zu sein.
Von ihm aus gesehen stand neben dem Altar eine kleine Orgel. Sie war abgedeckt. Staub lag als Schicht auf dem braunen Plastiktuch. Auf dieser Orgel hatte lange Zeit keiner gespielt.
Suko trat bis dicht vor den schmucklosen Altar und machte dann kehrt.
Er wollte sich abwenden und befand sich bereits mitten in der Bewegung, als ihm etwas auffiel.
Noch einmal zuckte Suko herum.
Bei seinem Eintreten war er von der Schmucklosigkeit der Kapelle beeindruckt gewesen.
Da gab es keinen Prunk oder irgendwelche Figuren aus alter Zeit. An den Wänden hingen auch keine Heiligenbilder und Kreuze, es schien so, als hätte man die Kapelle völlig vergessen.

Ein Kreuz jedoch stach ihm ins Auge.
Es stand auf dem Altar.
Allerdings nicht normal, sondern auf dem »Kopf«.
Der Chinese wußte Bescheid. Er kannte mittlerweile die Zeichen seiner Gegner, und er wußte auch, wann und wie man eine Stätte entweihte. Man drehte das Kreuz herum.
Wie hier.
Wenn das Kreuz einmal so stand, war es ein Zeichen dafür, daß nicht Gott in diesem Raum zu Hause war, sondern sein Todfeind: der Teufel!
Jede Schwarze Messe wurde so gefeiert. Eine Verhöhnung, eine Mißachtung des Kreuzes.
Nun hatte Suko den Beweis, daß es zumindest hier in der Kapelle nicht mit rechten Dingen zuging. Irgendwo lauerte die Gefahr, und er fragte sich, ob der Küster nicht mit den Feinden des Guten unter einer Decke steckte, wobei er John Sinclair noch in die Falle gelockt hatte, denn alle Anzeichen deuteten darauf hin.
Der Chinese trat bis an das schlichte Holzkreuz, nahm es in die Hand und drehte es wieder herum. Er hatte es kaum losgelassen, als er ein Geräusch vernahm.
Sofort wirbelte er herum.
Seine Blicke durchdrangen das Dämmerlicht im Innern der Kapelle, doch sie nahmen nichts wahr. Außer ihm hielt sich niemand in dem kleinen Kirchenschiff auf.
Das Geräusch mußte demnach aus einem anderen Raum gedrungen sein. Aber gab es wirklich noch einen?
Suko schlich zurück. Er bewegte sich nur auf Zehenspitzen und achtete darauf, daß er sich nicht verriet. Die Stille in der kleinen Kapelle kam ihm noch drückender und unheimlicher vor. Es schien, als würden die Wände sogar einen bösen Atem ausstoßen. Unhörbar, aber doch zu bemerken.
Erst jetzt sah Suko neben der Tür den schmalen Durchlaß, der wohl in den Turm führte. Dort stand die Tür offen. Der Chinese rechnete fest damit, daß das Geräusch, das ihn aufgeschreckt hatte, von oben, im Turm, aufgeklungen war.
Als er die Tür durchschritt, wurde aus dem Dämmerlicht Dunkelheit.
Zuerst konnte Suko sehr wenig sehen, die nach oben führenden Stufen nur mehr ahnen..
Schnell hatten sich seine Augen auf die neuen Lichtverhältnisse eingestellt. Als er seine linke Hand ausstreckte und das Geländer berührte, da merkte er schon, wie wacklig es war. Ziemlich brüchig, ebenso wie die alten Holzstufen, die sich unter seinem Gewicht bogen, als er die Treppe hoch schritt und den rätselhaften Geisterglocken immer näherkam.

Suko war mit seiner Beretta und der Dämonenpeitsche bewaffnet.

Zwei gute Waffen, die schon zahlreichen Dämonen ein Ende bereitet hatten. Noch eine Kehre.

Es wurde wieder heller.

Durch die schmalen Schlitze im dicken Mauerwerk fiel ein wenig Tageslicht. Suko konnte nach oben schauen und damit auch über die Fläche der letzten Stufen hinweg.

Er sah etwas Dunkles auf dem Boden liegen, das die Umrisse eines Körpers aufwies.

Ein Mensch!

Rasch überwand Suko die letzten beiden Stufen, erreichte den Körper und kniete sich neben ihn.

Trotz des schlechten Lichts sah er die Würgemale am Hals des Mannes. Und der gebrochene Blick sagte ihm genug. Er hatte einen Toten vor sich liegen.

Der Kleidung nach war es der Küster. Irgend jemand hatte den Mann umgebracht und auch John Sinclair die Falle gestellt, denn er war nicht zu sehen. Die Haut des Toten fühlte sich kalt an. Er lag demnach schon länger hier oben.

Nur hatte Suko vorhin ein Geräusch gehört. Von der Leiche konnte es nicht stammen, sie bewegte sich nicht, war kein Zombie. Es kam also nur ein anderer in Betracht, der sich irgendwo hier oben versteckt hielt.

Der Chinese schraubte sich wieder in die Höhe. Das geschah mit langsamen Bewegungen, und dabei schaute er sich auch um, ob nicht im Dämmer irgendwo jemand lauerte.

Nichts zu sehen.

Kein Geräusch, kein verräterischer Schatten. Suko befand sich allein hier oben.

Und doch knarrte es vor ihm auf der Treppe.

Der Chinese zuckte zusammen. Ein großer Schritt brachte ihn an die oberste Stufe.

Er schaute nach unten.

Viel war nicht zu erkennen, da in der Treppenmitte die Dunkelheit zunahm. Suko sah trotzdem etwas. Auf der viertletzten Stufe lagen zwei Gegenstände, die ihn in ihrer Form an Hände erinnerten.

Abgehackte Hände!

Scharf atmete der Chinese auf. Er wollte es genauer wissen und hatte kaum einen Fuß vorgesetzt, als sich die Hände aufrichteten, und zehn Finger den Rand der nächsten Stufe umklammerten.

Für Suko gab es nicht den geringsten Zweifel. Die Hände kamen langsam auf ihn zu…

***

»Die de Haivillands!« Maureen Gorman flüsterte den Namen und schüttelte sich. Sie bekam eine übergroße Furcht, konnte das leere Glas nicht mehr halten. Es rutschte ihr aus den Fingern, fiel zu Boden und zerbrach klirrend. Die Scherben verteilten sich im gesamten Keller.

Ich konnte über die Schulter der Maureen Gorman hinwegschauen.

Mein Blick saugte sich an der Türöffnung fest. Dort befanden sich die beiden Hände noch immer in der Luft. Nach wie vor umschlossen knöcherne Klauen die Griffe der Waffen, die Spitzen waren so gerichtet, daß sie auf Maureen wiesen.

»Wir sind verloren!« hauchte sie. »Der Tag der Rache ist gekommen. Ich habe es gewußt, und sie sind stärker, viel stärker, als wir gedacht hatten.«

Geisterhaft hörte sich das Lachen an, das Maureen entgegenschallte »Ja, ihr Gormans seid verloren, das stimmt genau. Wir werden uns rächen, denn ihr wart es, die uns damals die Schande angetan habt. Ihr ganz allein, ihr, die Gormans. Lange genug haben wir gezögert, doch nun ist unsere Geduld vorbei. Mit dir fangen wir an. Danach folgt der Gefesselte, den wir beim ersten Anlauf nicht töten konnten. Nun ist er wehrlos, und ihr Gormans habt dafür gesorgt. Ihr habt den einzigen, der euch helfen konnte, gefangen. Es war ein Fehler, ein tödlicher Fehler. Auch unsere Hände habt ihr aufgebaut, so daß wir sie gleich mitnehmen können. Der alte Brauch wird euch zum Verhängnis werden. Bald gibt es keine Gormans mehr. Das versprechen wir!«

Maureen hatte die Worte gehört. Immer wieder schaute sie sich um.

Sie suchte verzweifelt den Sprecher, doch da war keiner. Nur die in der Luft schwebenden Hände, die ihre Mordinstrumente festhielten, mit denen sie das Mädchen töten wollten.

Und die Hände näherten sich Maureen.

Mit ihnen auch die gefährlichen Waffen. Sie würden das Mädchen durchbohren, denn es hatte keine Chance, den tödlichen Klingen zu entgehen. Sie versuchte es nach rechts, duckte sich zusammen und wich aus.

Sofort reagierten die unheimlichen Gegner. Das Händepaar huschte heran, es gab ein fauchendes Geräusch, als die Klinge die Luft zerschnitt, und das darauf folgende Lachen hörte sich unsagbar häßlich und höhnisch an.

Maureen wich zurück.

Sie atmete schwer. Die Blicke irrten durch den Raum. Sie suchte nach einer Waffe, die sie an sich nehmen konnte, um sich zu verteidigen. Da gab es nichts. Nur mit den bloßen Fäusten, und damit kam sie gegen die Übermacht nicht an.

Ich behielt alles im Blick, bekam genau mit, wie die Hände

reagierten, die das angsterfüllte Mädchen jagten und in eine Ecke drängten, wobei sie Maureen raffiniert den Weg abschnitten.

Verdammt, warum konnte ihr denn niemand helfen? Ich hing gefesselt an dem verdammten X, schaute hin und her und suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, Maureen zu schützen.

Da fiel mir etwas ein.

Mein Kreuz!

Schon einmal hatte es mir gute Dienste geleistet, als es gegen die gefährlichen Hände ging. Mich hatte es geschützt, warum nicht auch Maureen Gorman?

»Kommen Sie her!« schrie ich. »Schnell!«

Maureen befand sich mitten in der Bewegung. Als sie meine Stimme vernahm, blieb sie stehen, kreiselte herum und schaute mich aus großen Augen an.

»Zu mir!«

Endlich reagierte sie.

Aber auch die Hände. Sie wischten durch die Luft und bewiesen, daß sie es ernst meinten, denn bisher hatten sie nur mit dem Mädchen gespielt. Ich wollte Maureen noch warnen, als einer der Degen bereits nach unten raste. Das geschah hinter dem Rücken des Girls, und die verdammte Spitze traf Maureen in die Schulter, wobei sie zuerst den Stoff der Jacke aufriß, auch noch die Bluse und dann in das Fleisch schnitt.

Maureen schrie. Beide Hände riß sie hoch. Dann taumelte sie nach vorn, genau auf mich zu. Dabei drehte sie sich ein wenig nach links, so daß ich ihre rechte Schulter sehen konnte, weil sie die Klinge getroffen hatte.

Eine tiefe Wunde war zurückgeblieben. Sie blutete stark. Der Stoff klebte in der Schnittstelle. Ich kam nicht daran vorbei, das Mädchen zu bewundern. Maureen hielt sich wirklich tapfer.

Dann fiel sie gegen mich.

»Aushalten!« brüllte ich. »Halten Sie aus! Nehmen Sie mein Kreuz, rasch! Es hängt an einer Kette!«

Zum Glück begriff sie sofort. Zitternde Finger glitten über meine Brust, fanden den Hals und auch die schmale Silberkette, an der das Kreuz hing.

Ich achtete nicht auf das Mädchen, sondern schaute nur nach den beiden gefährlichen Händen. Sie allein waren sichtbar, der übrige Teil des Körpers schwebte im Unsichtbaren. Vielleicht würde er sichtbar werden, wenn Maureen es schaffte und das Kreuz an sich nehmen konnte.

»Schneller!«

Die Hände waren verdammt nah, und ich schrie ihr die Warnung ins Ohr. Wenn sie es jetzt nicht packte, war sie verloren. Einen zweiten

Schlag würde sie wohl kaum überstehen.
Maureen hatte die Kette schon. Sie riß über mein Gesicht. Ich spürte sie auf den Lippen, an meiner Nase und..
Die Hände waren nah.
Zu nah!
»Vorsicht, Maureen!« schrie ich. Da schlugen beide gleichzeitig zu!

***

Im ersten Moment stand Suko vor der Treppe wie betäubt. Er mußte mit ansehen, wie die Hände langsam höher und höher wanderten. Sie wollten ihn, und sie packten auch den nächsten Rand der Stufe. Es waren knöcherne Klauen, die Hände eines Skeletts, von denen das Fleisch zuvor abgefallen war.
Grausam…
Und sie kamen weiter. Sie waren einfach nicht aufzuhalten. Die Finger tickten auf das Holz der Stufen, und als sie die oberste Stufe erreicht hatten, glitten sie nach oben und schwebten plötzlich in der Luft. Etwa so hoch, daß sie sich in einer Höhe mit dem Kopf des Chinesen befanden.
Dabei öffneten und schlossen sie sich. Suko wußte sofort, was die Klauen vorhatten. Sie wollten zupacken und ihn würgen, wie sie sicherlich den Küster erwürgt hatten denn Suko erinnerte sich noch deutlich an die Male um den Hals der Leiche.
Er war ruhig und ließ die Hände kommen Suko hatte die Wahl. Nahm er die Beretta und schoß oder verließ er sich dabei auf die Dämonenpeitsche?
Der Chinese entschied sich für die Peitsche. In der Hand hielt er sie bereits, er schlug nur einmal einen Kreis über den Boden, und drei Riemen glitten aus dem Rohr.
Drei mit schwerer Magie aufgeladene Schnüre, die aus der ledrigen Haut toter Dämonen bestanden. Wer diese Dämonen gewesen waren, wußte Suko selbst nicht. Vielleicht würde er es irgendwann einmal erfahren. Dabei mußte ihm allerdings Myxin, der Magier, helfen, denn ihm hatte die Peitsche einmal gehört.
Suko dachte nicht darüber nach, wie es möglich war, daß die Hände plötzlich in der Luft schwebten, er wollte sie nur so schnell wie möglich vom Hals haben.
Der erste Schlag.
Von unten nach oben führte der Chinese ihn. Die drei Riemen schnellten fächerförmig auseinander, so daß Suko fast die Chance bekam, beide Hände zu treffen.
Sie waren schnell.
Kaum befanden sich die Riemen unterwegs, da schnellten sie auseinander. Suko hatte das Nachsehen, weil sein Schlag verpufft war.

Dafür hörte er ein Kichern, das hell und hämisch klang. Suko glaubte, aus dem Kichern die Stimme einer Frau zu vernehmen.

Aber er sah keine!

Ein Schlag traf die Glocke. Hastig schaute Suko hoch und sah die Hände über sich schweben. Die knöchernen Klauen hatten gegen die Glocke geschlagen, das schwere gußeiserne Instrument schwang gemächlich von einer Seite zur anderen. Der Klöppel schlug gegen die Innenwandung und erzeugte das Geläut.

Suko ließ sich nicht beirren. Er ahnte, daß dieses Anschlagen der Glocke nur ein Ablenkungsmanöver war. Tatsächlich hatten die knöchernen Klauen etwas anderes vor.

Im Augenblick sah Suko sie nicht.

Er selbst war auf der Stelle stehen geblieben, drehte sich allerdings langsam im Kreis, weil er jeden Winkel des Turms einsehen wollte.

Das war schwierig genug. Durch die Schießscharten fiel zwar Licht, aber das konnte man mit ruhigem Wissen vergessen. Es gab noch genügend Winkel und Ecken im Turm, wo überhaupt kein heller Schein hin drang.

Dort konnten die Hände lauern.

Suko begann damit, den Turm systematisch zu durchsuchen. Leider konnte er dabei nicht so lautlos vorgehen, wie er es gern gehabt hätte, der Boden unter seinen Füßen bestand aus Holz. Die Dielen knarrten und bogen sich durch, wenn Suko sich bewegte.

Er hatte auch die Beretta gezogen. Vielleicht gelang es ihm, die Hände mit einem oder zwei schnellen Schnappschüssen zu erledigen.

Vernichten wollte er sie. Dazu war er fest entschlossen. Denn diese Klauen waren nicht normal. Sie gehörten zu irgendeiner Mörderbrut aus dem Jenseits, waren dämonisch veranlagt, in ihnen steckte der Keim des Bösen. Wenn Suko gewußt hätte, woher die knöchernen Klauen kamen, dann hatte er sicherlich einen großen Teil des Rätsels gelöst. Und wäre damit John Sinclairs Verschwinden sicherlich ein Stück nähergekommen.

Die Glocken läuteten nicht mehr. Sie bewegten sich noch ein wenig, wobei der Klöppel nicht mehr anschlug. Doch wo steckten die beiden Hände?

Suko entdeckte sie nicht mehr, so sehr er seine Augen auch anstrengte.

Sie waren und blieben verschwunden!

Plötzlich hörte er das Knirschen. Zuerst dachte er, es wäre die Treppe gewesen, im nächsten Augenblick bemerkte er seinen Irrtum, und da war es fast zu spät.

Das Knirschen war über ihm erklungen. Aus dem Gebälk, wo auch die Glocke hing.

Suko trat einen Schritt zur Seite, legte seinen Kopf in den Nacken

und schaute hoch.
Seine Augen weiteten sich.
Die Hände entdeckte er zwar nicht, doch sie mußten irgendwo sein, denn Suko erkannte die Reaktion, die ihr Eingreifen auslöste. Die Glocke bewegte sich.
Zusammen mit einem Balken. Gefahr!
Es war wirklich ein unhörbarer Schrei, der in Sukos Gehirn aufbrandete. Mit einem Satz sprang der Chinese zur Seite, genau in dem Augenblick, als einer der tragenden Balken oben unter der Decke wegbrach.
Er fiel.
Und mit ihm die Glocke!
Der Chinese wußte nicht, wie schwer die Glocke war, aber sie wog sicherlich soviel, daß sie ihn zerschmettert hätte, wenn sie ihn traf. Er stellte auch fest, daß er nicht weit genug weg kam, die Glocke würde ihn trotzdem treffen.
In der Luft hängend gab sich der Inspektor Schwung. Es gab für ihn nur die Chance, noch an die Treppe zu gelangen, einen Sturz nach unten konnte ein gut trainierter Karatekämpfer überleben.
Um eine Idee kam Suko zu spät. Er hatte zwar die oberste Stufe erreicht und trat bereits nach unten, als die Glocke aufschlug.
Sie traf ihn nicht, doch Suko bekam die Folgen dieses Aufpralls drastisch zu spüren.
Der Holzboden, sowieso nicht der stabilste, war dem Ansturm nicht gewachsen. Er platzte kurzerhand auseinander, splitterte, und die Aufprallwucht riß noch einen Teil der Treppe mit.
Der schwere Gegenstand hätte Suko auch mit in die Tiefe geschleudert, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich soeben noch an einem quer stehenden Balken festzuklammern. Es war ein Stück Holz, das die beiden oberen Stufen abstützte und auch noch mit dem Geländer verbunden war, das auf seiner gesamten Länge weggeknickt war.
Für Suko war dieser Balken der rettende Strohhalm, und der Chinese hielt eisern fest.
Wie ein Turner am Reck, so baumelte er an dem Balken. Unter ihm die Tiefe. Sein Körper kam noch nicht zur Ruhe. Leicht schwang der Chinese hin und her. Er drehte den Kopf und warf einen Blick nach unten.
Dort lagen die Trümmer.
Und aus ihnen ragte die schwere Glocke wie ein Fremdkörper. Ob sie den Aufprall unbeschädigt überstanden hatte, wußte Suko nicht. Er wußte nur, daß er eine Waffe verloren hatte.
Seine Dämonenpeitsche lag inmitten der Trümmer unter ihm.
Schwer atmete er. Es war verdammt nicht einfach für ihn, sich aus

dieser Lage zu befreien, denn wenn er jetzt losließ und sprang, konnte er sich wer weiß was brechen.

Das war nicht einmal die schlimmste Gefahr. Noch gefährlicher waren die beiden Hände, die über Suko schwebten und sich langsam seinem Hals näherten…

***

Maureen tat instinktiv genau das richtige. Sie duckte sich zusammen und schleuderte gleichzeitig das Kreuz herum, wobei sie die Kette festhielt.

Ich sah das Blitzen des geweihten Kreuzes, hörte einen metallisch klingenden Laut, einen wilden Schrei und vernahm das Zischen. Dann sah ich die Klinge in einem glühenden Rot, und einen Herzschlag später rieselte Asche zu Boden.

Das erste Händepaar jedoch fuhr zurück. Und die zweite Klinge hatte ebenfalls nicht getroffen.

Die Magie meines Kreuzes war einfach stärker gewesen, obwohl es nur die Klinge berührt hatte.

Schluchzend fiel Maureen in die Knie. Ihre rechte Hand umklammerte das wertvolle Kruzifix wie im Krampf. Sie holte schwer Atem, Tränen rannen aus ihren Augen, und sie dachte nicht mehr daran, daß noch ein weiteres Händepaar auf der Lauer lag.

»Maureen!« warnte ich sie. »Verdammt, geben Sie acht. Da sind noch zwei Hände!«

Sie hörte meine Warnung und drehte sich. Dabei blieb sie auf dem Boden knien, wechselte das Kreuz in die linke Hand und hob auch ihren Arm.

Deutlich sah sie die Klauen.

Aber die Hände hatten sich zurückgezogen. Sie griffen nicht frontal mehr an, das Kreuz störte sie sehr. Die Spitze des Degens zeigte der Decke entgegen.

Ich atmete auf. Die erste Attacke hatten wir hinter uns. Wobei nicht gesagt war, daß wir alles überstanden hatten. Ich glaubte nämlich nicht daran, daß unsere Gegner so leicht aufgeben würden. Sie würden es immer wieder versuchen.

»Binden Sie mich los, Maureen!« zischte ich. »Machen Sie schon! Noch ist Zeit..«

Sie hörte mich und stand auf. Es war für sie ein Quälen, denn die Schulterwunde machte ihr zu schaffen Ich bewunderte Maureen Gorman. Andere wären schon längst zusammengebrochen, sie aber hielt sich noch auf den Beinen.

Das Mädchen schaute mich an.

Meinen silbernen Dolch trug ich nicht bei mir, dafür jedoch mein Taschenmesser. Es war klein und deshalb nicht all zuschwer. Aber es

besaß eine scharfe Klinge. So scharf, daß Maureen damit sicherlich die Stricke durchtrennen konnte.
Das Messer steckte in meiner linken Hosentasche.
»Greifen Sie da hinein!« wies ich Maureen an. »In die linke Hosentasche. Und schnell.«
Sie nickte. Dabei ging sie wie in Trance auf mich zu, so daß ich das Gefühl hatte, von ihr überhaupt nicht gehört oder verstanden worden zu sein.
Als ihre Hand sich in meine Tasche schob, wußte ich, daß ich mich geirrt hatte.
Sie fand das Messer.
»Klappen Sie es auf!«
Maureen tat auch dies, wobei sie das Kreuz in der Hand behielt und die knöchernen Klauen nicht aus den Augen ließ. Noch immer verspürte sie die große Angst. Verständlich, denn sie hatte erlebt, mit welch einer Zielstrebigkeit die mordenden Hände vorgingen.
Während Maureen zuerst meine Fußfessel löste und sich dabei bücken mußte, behielt ich die Hände im Auge. Sie befanden sich dicht beieinander.
Ein Paar war waffenlos.
Das andere Paar traute sich auch nicht heran. Der Degen zitterte.
Mein Kreuz störte sie ungemein.
Die erste Fessel fiel.
Es war die an meinem linken Bein. Sofort ging Maureen hinüber zu meinem rechten und säbelte dort an den Stricken herum. Viel zu lange dauerte es mir. Die Spannung stieg, ich wußte genau, daß mich die Geistwesen nicht aus den Augen ließen, und ich wunderte mich ein wenig darüber, daß sie nicht eingriffen.
Verloren hatten sie noch nicht.
Endlich hatte das Mädchen auch meine rechte Beinfessel gelöst.
»Jetzt die Arme«, flüsterte ich rauh.
Um an sie heranzukommen, mußte Maureen sich recken. Sie stellte sich sogar auf die Zehenspitzen. Durch diese Bewegung brach die Wunde an ihrer Schulter wieder auf. Das Mädchen schwankte Maureen stand unter einem ungeheuren Druck. Sie leistete fast Übermenschliches.
Ich zuckte zusammen, als die Klinge abglitt und in meine Hand schnitt Maureen schluchzte auf, sie hatte es nicht gewollt, aber ich konnte ihr keinen Vorwurf machen.
Hart biß ich die Zähne zusammen. »Weiter!« forderte ich sie zischend auf. »Machen Sie weiter, Maureen!«
»Ja, ja…«
Die Hände bewegten sich wieder. Sie wurden unruhig, und ich war davon überzeugt, daß die beiden unsichtbaren Geistwesen, deren

Körper in einer anderen Dimension steckten, etwas Schlimmes ausbrüteten. Sie hatten jetzt ihren Schock überwunden und würden nicht eher ruhen, bis sie siegreich waren.

Ich wollte Maureen nicht drängen, aber es wurde wirklich Zeit, wenn wir noch etwas retten wollten.

Die Hände wischten auseinander.

Ein Paar blieb dort, wo es war, das andere jedoch bewegte sich zur Seite und kam dann zur Ruhe, als es Maureen und mir gegenüberstand, wobei das Mädchen dem Händepaar seinen Rücken zudrehte.

Wann fielen endlich die Stricke? »Beeilen Sie sich!«

Diesmal mußte ich Maureen antreiben, denn ich hatte gesehen, daß der Degen ein wenig zurückgedrückt wurde, so als würde jemand weit ausholen, um die Waffe dann zu schleudern.

»Maureen!«

Jetzt wußte ich, was die Klauen wollten. Der Degen sollte wie eine Lanze geschleudert werden und als Ziel den Rücken des Mädchens treffen. Da fielen die Stricke.

Gleichzeitig rutschte mein Arm nach unten. Wie taub war er. Trotzdem klatsche meine Hand auf die Schulter des Mädchens und fünf Finger krallten sich fest.

Da jagte der Degen auf Maureen zu. Ich schleuderte sie zur Seite.

Es waren Augenblicke, wo es wirklich auf jeden Sekundenbruchteil ankam und auf das Quäntchen Glück.

Wir hatten es.

Der Degen traf das Mädchen nicht und auch mich nicht. Maureen hatte ich genau im richtigen Moment aus dem Gefahrenbereich geschleudert, und da bei mir drei von vier Fesseln gelöst worden waren, rutschte ich auch von dem als X aufgebauten Kreuz herab.

Der Degen verfehlte uns beide. Er hieb genau dort in das Holz, wo die beiden Balken sich kreuzten. Ein wuchtiger Aufprall, so hart, daß die Waffe noch nachzitterte.

Aus dem Nichts ertönte ein enttäuschter Schrei. Die Geistwesen hatten mit einem Erfolg gerechnet, um so überraschter waren sie, daß wir noch immer lebten.

Dies sollte auch so bleiben.

Maureen lag auf dem Boden. Sie hatte sich nicht mehr aufstützen können, der Kraftverlust war zu groß gewesen. Jetzt zitterte sie, und ich kam nicht an das Messer heran, weil ich noch immer mit einem Arm fest hing.

»Das Messer!« rief ich. »Maureen, rasch!«

Zum Glück verstand sie, und sie reagierte auch. Sie hob ihren Arm in die Höhe, was unendlich langsam geschah, und reichte mir die Klinge.

Dabei hatte ich ihr meinen Arm entgegengestreckt und konnte die

Klinge fassen.

Mein Handrücken war blutig. Genau dort befand sich die kleine Schnittwunde, die Maureen mir in ihrem Übereifer zugefügt hatte. Ich nahm das Messer, bewegte mich zur Seite, und es gelang mir, auch die restlichen Fesseln zu lösen.

Auf die beiden Hände hatte ich nicht achten können. Verschwunden waren sie allerdings nicht. Nach wie vor befanden sie sich innerhalb des Kellers, nur hielten sie sich jetzt in der Nähe der Tür auf, bereit, den Rückzug anzutreten.

Als ich endlich ungefesselt auf meinen Füßen stand, konnte ich mich nicht halten. Ich sackte in die Knie. Trotz der Finger-und Zehengymnastik, die ich betrieben hatte, war es innerhalb meines Körpers doch zu einem Blutstau gekommen Erst jetzt begann das Blut wieder zu fließen, und ich spürte das Kribbeln, als würde jemand mit tausend Nadeln in meine Adern stechen.

Ich verbiß mir den Schmerz, denn ich wollte meinen Gegnern diese Schwäche nicht zeigen.

»Wir sprechen uns wieder!« vernahm ich die dumpfe Stimme aus der geisterhaften Dimension. »Keine Sorge, John Sinclair, du entkommst uns nicht und auch nicht das Mädchen. Irgendwann schlagen wir zu. Wenn du nicht daran denkst…«

Kaum hatte der unsichtbare Sprecher die Sätze gesagt, da war er auch schon verschwunden. Ich aber konnte aufatmen, die große Gefahr war überstanden.

Dann schaute ich auf Maureen.

Sie war erschöpft und weinte.

Ihre Schultern zuckten, nur schwer bekam sie Luft Ihre Wangen glänzten, der Mund war verzerrt. Sie mußte arge Schmerzen verspüren.

Ich wischte meine blutige Handfläche an einem Taschentuch notdürftig ab und half Maureen Gorman auf die Beine. Allein gehen konnte sie nicht mehr, ich mußte sie stützen, was mir verständlicherweise schwerfiel, denn noch immer befand sich in meinen Gliedern das große Zittern.

Schlurfend näherten wir uns der Tür und verließen den Keller. Von den Händen war nichts zu sehen.

Ich nahm mein Kreuz wieder an mich und fragte Maureen nach einer Hausapotheke, denn sie mußte unbedingt verbunden werden.

»In der Küche«, flüsterte sie.

Langsam quälten wir uns die Stufen der Treppe hoch. Die Tür oben war nur angelehnt.

Als wir endlich den muffigen Keller verließen, atmete ich auf. Die frische Luft tat mir gut. Ich wußte, welchen Weg ich einschlagen mußte, um in die Küche zu gelangen. Schließlich war ich ihn schon

einmal gegangen.

Im Haus befand sich niemand außer uns.

»Wo sind Ihre Brüder?« fragte ich Maureen.

»Ozzy und Bud müssen arbeiten. Sie verdienen ihr Geld in der Gärtnerei.«

»Und Ihr Vater?«

»Das weiß ich nicht.«

Helles Tageslicht fiel durch das Fenster. Ich dirigierte Maureen zu einem Stuhl. Schwer ließ sie sich darauf niederfallen und beugte sich sofort nach vorn, wobei sie ihre Arme auf der Tischplatte abstützte und die Hände übereinanderlegte. Ihr Kopf senkte sich soweit, bis die Stirn einen Handrücken berührte.

»Wo finde ich Verbandszeug?«

»Im Schrank.« Maureen hob noch einmal den Kopf. Sehr bleich sah ihr Gesicht aus, und auf der Stirn glitzerten kleine Schweißperlen.

Der Küchenschrank gehörte noch zu den alten Modellen, wie man sie aus den fünfziger Jahren her kannte. Er war weiß lackiert und besaß mehrere Türen.

»Oben«, sagte das Mädchen.

Ich zog die linke Tür auf und hatte Glück. Ein Verbandskasten fiel mir in die Hände. Schnell holte ich ihn hervor, stellte ihn auf den Tisch und klappte ihn auf.

In seinem Innern fand ich alles, was ich für eine schnelle Behandlung benötigte. So gut es ging säuberte ich die Wunde von Stoffresten, wobei ich mit Maureen redete, um sie von den Schmerzen abzulenken, die die Behandlung mit sich brachte.

Sie schrie trotzdem ein paarmal, als ich Reste aus dem Blut herausfischte.

An einer Desinfizierung der Wunde kam ich leider nicht vorbei. Das sagte ich dem Mädchen auch.

»Machen Sie es!«

Ich hatte eine Jodflasche gefunden. In ihr steckte ein kleiner Pinsel, und er war mit dem Deckel verbunden. Behutsam tupfte ich das Jod auf die fingerlange Schnittwunde.

Es wurde für Maureen eine kleine Hölle, doch eine andere Möglichkeit gab es nicht.

So gut es ging, legte ich einen Verband an, als ich mit der Desinfektion fertig war.

»Wenn es geht, besuchen Sie trotzdem einen Arzt«, riet ich ihr, bekam aber keine Antwort.

Dafür schwang die Tür auf.

Sie knarrte in den Angeln, deshalb wurde ich aufmerksam. Als ich hinblickte, stand ein Mann auf der Schwelle.

Es war der alte Gorman.

Und er hielt meine Beretta in der rechten Hand!

***

Springen oder nach einem anderen Ausweg suchen?

Diese beiden Alternativen blieben Suko. Davon war eine ebenso schlimm wie die andere.

Noch waren die Hände nicht so nah, daß sie Suko berührten. Ein paar Sekunden Zeit blieben ihm, und er drehte den Kopf, um nach unten zu schauen.

Dort lag die Glocke.

Soviel er erkennen konnte, war sie bei dem Aufprall nicht auseinandergerissen. Suko sah sie als einen kompakten dunklen Schatten. Vielleicht zeigte sie auch nur einen Riß, doch das war im Moment alles egal. Suko interessierte nur, wie er sich aus dieser teuflischen Situation herauswinden konnte.

Der Balken hielt. Er war zum Glück stark genug. Zwar bog er sich in der Mitte, wo Suko hing, durch, aber dies war auf eine natürliche Belastung zurückzuführen.

Die knöchernen Hände standen nicht still. Sie bewegten sich, wobei Suko das beklemmende Gefühl hatte, als wollten sie ihre Stärke auskosten, während er hilflos an dem Balken hing.

Wirklich hilflos?

Die Beretta besaß er noch. Er konnte sie auch ziehen und sich solange nur mit einer Hand festhalten. Allerdings hatte er mit ansehen müssen, wie schnell und präzise die Hände reagierten. Die Chance, einen Treffer zu landen, stand nicht besonders günstig für ihn.

Er dachte an den Stab.

Diese von Buddha erschaffene Waffe konnte seine Rettung sein. Suko setzte sie nur in außergewöhnlichen Situationen ein, denn es dauerte seine Zeit, bis sich der Stab wieder magisch aufgeladen hatte, wenn er das berühmte Wort rief.

Zeit durfte er nicht verlieren, denn die würgenden Knochenhände befanden sich nur noch eine Armlänge von ihm entfernt.

Und er hörte die Frauenstimme. »Ich werde dich töten, Fremder, denn du hast es gewagt, zu uns zu kommen. Du hast unsere Rache unterbrochen, uns gestört, für diesen Frevel wirst du dein Leben lassen müssen. Das verspreche ich dir!«

Der Chinese hörte zwar hin. Gleichzeitig jedoch löste er seine rechte Hand. Er dachte auch nicht darüber nach, woher die Stimme kam, er wollte sich nur aus seiner mißlichen Lage befreien.

Suko kam es zugute, daß er große Kräfte besaß. Er war stärker als die normalen Menschen, und er hielt es auch aus, wenn er nur an einem Arm hing.

Die Finger der rechten Hand umklammerten bereits das wertvolle

Erbstück. Dann riß Suko es mit einem Ruck aus der Innentasche.
Die Klauenhände schienen zu ahnen, daß der Chinese etwas vorhatte. Sie wischten vor.
Da schrie Suko das eine Wort.
»Topar!«
Wenn er dieses Wort rief, dann erstarrten für fünf Sekunden die Bewegungen der Personen um ihn herum. So lange genau wurde die Zeit angehalten.
Fünf Sekunden können manchmal sehr lange dauern, aber auch sehr kurz sein.
Für Suko waren sie sehr kurz. Er mußte sich innerhalb dieser Zeitspanne zu einer Verzweiflungstat entscheiden. Hängenbleiben konnte er nicht, also nach unten.
Aber springen?
Nein, er würde sich die Knochen brechen.
Zwei Sekunden waren vorbei. Die Würgehände der Jenseitshexe standen noch immer starr in der Luft. Suko hatte seinen Kopf gedreht und einen Blick schräg nach links geworfen. Dort sah er die Fragmente des Holzgeländers. Wenn er sich abstieß und darauf zuflog, mußte es ihm gelingen, sie zu erreichen. Vielleicht waren sie noch stabil und dämpften einen ersten Fall.
Suko ließ den Stab verschwinden und riskierte es. Er gab sich genügend Schwung, streckte beide Arme aus und prallte gegen das Geländer.
Es brach. Ein wenig nur dämpfte es Sukos Schwung, er klatschte noch gegen die Mauer, schrammte ab und kippte zur Seite weg. Ihm blieb nicht mehr die Gelegenheit, seinen Körper zur Kugel zu rollen, Suko mußte seinen Fall voll nehmen.
Etwas herumdrehen konnte er sich noch, dann schlug er mit dem Rücken gegen die Außenwand der Glocke.
Es gab einen dröhnenden Ton, der durch den gesamten Turm schwang. Der Chinese spürte auch den Schmerz, der durch seinen Körper jagte, aber verstaucht oder gebrochen hatte er sich nichts. Dann hätte er sich nicht so gut bewegen können.
An der Glocke rutschte der Chinese zu Boden. Erst jetzt fiel ihm auf, daß die fünf Sekunden verstrichen waren. Als er auf dem Boden hockte, warf er einen Blick nach oben.
Dort lauerten die Hände noch immer.
Starr und bewegungslos schwebten sie in der Luft. Die Knochen schimmerten, und Suko vernahm ein wütendes Fauchen. Er quälte sich wieder auf die Füße. Normal stehen konnte er nicht, denn um die Glocke herum lagen die Trümmer der alten Holztreppe und bildeten dort einen gewaltigen Wirrwarr.
Der Inspektor zog die Beretta. Er duckte sich leicht und lehnte sich

noch mit dem Rücken gegen die Glocke. Dann visierte er die schwebenden Klauen an.

Dabei merkte er, wie sehr seine Hände zitterten. Es dauerte, bis seine Muskeln die lange Anstrengung überwunden hatten. Schließlich war es nicht leicht gewesen, an dem Balken zu hängen.

Er schoß trotzdem.

Fahl leuchtete es vor der Mündung auf. Doch das geweihte Silbergeschoß traf nicht eine der beiden Hände, sondern hieb nur in den Balken, wo es einen langen Splitter herausriß.

Die Hände reagierten bereits, als noch das Echo des Schusses durch den Turm schwang.

Sie zuckten zur Seite, gleichzeitig in die Höhe und waren aus Sukos Blickfeld verschwunden.

Mein Freund hörte nur noch eine haßerfüllte keifende Frauenstimme.

»Wir sehen uns noch, und dann sprechen wir uns wieder, Chinese!«

Danach wurde es still.

Tief atmete Suko durch. Dabei stellte er fest, daß seine Rippen stachen. Darauf konnte er nun keine Rücksicht nehmen. Er mußte sich weiter um den Fall kümmern, der mittlerweile lebensgefährliche Dimensionen angenommen hatte.

Und noch immer hatte er keine Spur von John Sinclair entdeckt. Hier im Turm befand er sich nicht. Wohin hatten die Gegner den Geisterjäger dann verschleppt?

Suko verließ die ungastliche Stätte. Draußen kühlte der Wind sein erhitztes Gesicht. Der Himmel bedeckte sich langsam. Dunkle Wolken schwebten heran. Sicherlich gab es einen Wetterwechsel.

Der Chinese war schon zwei Schritte gegangen, als ihm einfiel, daß er die Dämonenpeitsche vergessen hatte. Er kehrte noch einmal zurück und fand sie nach einigem Suchen unter den Trümmern der Treppe.

Suko stellte die Peitsche aufrecht, und die Riemen rutschten wieder in das Rohr oder den Griff hinein.

Der Chinese hatte sich längst entschlossen, seine Kollegen zu alarmieren. Ein Mord war geschehen, und der mußte von den Spezialisten untersucht werden.

Ein Telefon würde er schnell finden.

Als Suko die Tür des kleinen Turms aufdrückte und einen Fuß über die Schwelle setzte, wurden seine Augen groß. Er hörte Motorengeräusch, drehte den Kopf nach rechts und sah einen silbergrauen Wagen langsam heranfahren.

Es war ein Bentley.

Suko hatte einen Blick auf das Nummernschild geworfen. Er kannte es auswendig, und er wußte auch, wem der Bentley gehörte.

John Sinclair.

Aber der saß nicht im Wagen, sondern zwei völlig fremde Personen…

***

Es ist immer ein dummes Gefühl, wenn man in die Mündung einer Waffe schaut. Und noch dümmer ist es, wenn es sich dabei um die eigene Waffe handelt.

Wie eben bei mir.

Der alte Gorman hielt meine Beretta in der rechten Hand. Auf seinem Gesicht lag ein wild entschlossener Ausdruck, die Augen funkelten, und der rechte Zeigefinger berührte den Abzug.

Würde er schießen?

»Überlegen Sie es sich«, sagte ich und hob warnend die rechte Hand. »Sie töten sonst einen Polizisten!«

»Das ist mir egal!«

»Nein, Dad!« Beide hörten wir die Stimme der Tochter. »Dad, das kannst du nicht tun. Wirklich nicht. Du versündigst dich. Ich..«

»Halte den Mund!« Der alte Gorman kam zwei Schritte näher. Die Entfernung zwischen ihm und mir war allerdings noch immer so groß, daß ich sie mit einem Sprung nicht überwinden konnte, um ihm die Waffe aus den Fingern zu schlagen.

Tief holte er Luft.

»Sie sollten auf Ihre Tochter hören«, warnte ich den Mann. »Es ist besser.«

»Nein, Sinclair. Sie haben sich hier eingemischt. Sie wollen uns verhaften. Sie sind gekommen, um…«

»Jetzt machen Sie mal einen Punkt«, unterbrach ich ihn scharf. »Ich bin nicht gekommen, um Sie zu verhaften, sondern weil mich der Küster gerufen hat.«

Der alte Mann war nicht zu belehren. »Das ist alles möglich, aber in Wirklichkeit haben Sie daran gedacht, uns aus dem Spiel zu ziehen. Das wird Ihnen nicht gelingen. Die Rache muß einmal durchgeführt werden. Tut mir leid für Sie.«

»Welche Rache?«

»Sie kennen die Fehde genau.«

»Nein!«

»Warum lügen Sie?« knirschte der verbitterte Mann. »Warum, zum Henker?«

»Er lügt nicht, Dad. Wirklich nicht. Er hat mir das Leben gerettet. Die de Haivillands hätten mich sonst getötet. Sie griffen mich an. Mit ihren verdammten Degen. Wenn John Sinclair und sein Kreuz nicht gewesen wären, säße ich nicht mehr vor dir.«

Der Alte schürzte die Lippen. Ein kleiner Hoffnungsschimmer durchzuckte mich, denn ich wünschte, daß er vernünftig wurde und die Seiten wechselte..

»Ihre Tochter lügt nicht«, sagte ich, wobei meine Stimme beruhigend klang. Ich ging sogar noch weiter und machte ihm einen anderen Vorschlag. »Am besten wäre es, wenn wir die Sache hier vergessen. Das heißt, ich halte Ihnen nicht vor, daß Sie mich in den Keller gesperrt haben, und Sie legen die Waffe aus der Hand. Gemeinsam könnten wir dann überlegen, was genau zu tun ist.«

Das Lachen des alten Gorman klang spöttisch. »Sie wollen gegen die de Haivillands angehen?«

»Warum nicht?«

»Wissen Sie überhaupt, auf was Sie sich da einlassen, Polizist?«

»Nicht genau, doch wenn Sie und ich zusammenarbeiten, werden Sie mir sicherlich die Sachlage erklären.«

Der alte Gorman blieb stur. »Nein, das kann ich nicht. Das geht nicht. Diese Fehde interessiert nur die de Haivillands und die Gormans. Ein Fremder kann sich da nicht einmischen. Sie sind das Mehlkorn, das zwischen zwei Mühlsteine gerät und zerrieben wird.«

»Sehen Sie das nicht zu verbohrt?«

»Ich habe meine Erfahrungen.«

Trotz ihrer Verletzung stemmte sich Maureen hoch. Sie wollte ihren Vater überzeugen: »Dad, bitte, nimm die Hilfe an. John Sinclair ist wirklich stärker als…aahhh…« Maureen stöhnte auf und ließ sich auf ihren Platz fallen. Dann weinte sie.

Der alte Gorman überlegte. Deutlich war zu erkennen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete.

Ich wartete ab. Dabei schaute ich auf meine Beretta, die sich jetzt in seiner Hand befand. Die Mündung hatte er nicht um einen Zoll gesenkt.

Nach wie vor deutete sie auf mich. In seinen Augen sah ich ebenfalls keine Anzeichen für eine Wandlung.

Waren auch die beschwörend vorgetragenen Worte seiner Tochter bei ihm nicht auf fruchtbaren Boden gefallen?

Es schien so, dann jedoch senkte er die Waffe ein wenig, so daß die Mündung schräg zu Boden wies und nicht mehr auf mich gerichtet war.

»Und Sie wollen die Sache wirklich vergessen, Sinclair?«

»Ja.«

Er war noch nicht ganz sicher. »Polizisten sind in letzter Zeit so ziemlich in Verruf gekommen. Es gab Fälle von Bestechung und Korruption. Auch beim Yard. Sie verstehen, was ich damit sagen will?«

Leider verstand ich es. Und leider hatte der Mann auch zum Teil recht.

Es hatte tatsächlich einige böse Korruptionsaffären beim Yard gegeben.

Die Zeitungen hatten sich damals in ihren Artikeln überschlagen. Sir Powells Abteilung war von den Vorfällen nicht berührt gewesen. Wie immer bei solchen Dingen, schlugen die Affären hohe Wogen, und das Ansehen unserer Organisation hatte schwer gelitten. Ich stritt dies alles auch nicht ab und sagte nur zum Schluß: »Ich möchte trotzdem, daß Sie zu mir Vertrauen haben, Mr. Gorman. Zudem gehöre ich einer Sonderabteilung an, die sich mit okkulten und übersinnlichen Fällen beschäftigt. Der Küster hat schon gewußt, weshalb er mich anrief.«

»Ja, das begreife ich langsam auch«, murmelte Gorman. Er kam näher und legte die Waffe auf den Tisch. Als sein Arm hoch zuckte, war ich im Moment zusammengefahren. Gorman lächelte nur und reichte mir die Hand. »Damit sollten wir es besiegeln!«

Ich gab den Händedruck zurück. Danach setzten wir uns gemeinsam um den Tisch.

Bevor Gorman mit seinem Bericht beginnen konnte, wies ich auf die Verletzung seiner Tochter hin. »Wenn es geht, sollte Maureen zu einem Arzt. Mit dieser Verletzung ist wirklich nicht zu spaßen.«

»Der Meinung bin ich auch.«

Maureen schüttelte den Kopf. »Nein, Dad, ich lasse euch jetzt nicht allein. Wir müssen in dieser Stunde zusammenhalten, auch Ozzy und Bud. Wirklich.«

»Was meinen Sie, Mr. Sinclair?«

»Ich wäre für einen Arztbesuch!«

Da funkelte mich Maureen aber an. »Auf keinen Fall. Ich bleibe bei meiner Familie und stehe es durch, darauf können Sie sich verlassen. Und jetzt will ich nichts mehr von diesem Thema hören. Es ist für mich abgeschlossen!«

Wer sollte da noch widersprechen?

»Sie haben gewonnen«, erwiderte ich.

Der alte Gorman stand auf und ging zum Küchenschrank. Dort öffnete er die mittlere obere Tür. Aus dem Schrank holte er eine Flasche und drei Gläser.

»Ein uralter Scotch«, sagte er und nahm wieder Platz. »Wir trinken ihn nur zu besonderen Gelegenheiten. Und heute ist so eine.« Er sprach mit rauher Stimme und schenkte ein. Manchmal erinnerte er mich an die Figur des alten Jock aus der TV-Serie Dallas. Das war auch ein Typ, der sich nie unterkriegen ließ.

Wir hoben die Gläser und stießen an. »Auf unseren Kampf gegen das Böse«, sagte der alte Gorman, öffnete den Mund und nahm einen kräftigen Zug. Hart stellte er das Glas zurück auf den Tisch.

Danach begann er zu berichten.

***

Der silbergraue Bentley rollte langsam an. Suko baute sich so auf,

daß er im Weg stand. Entweder stoppte der Fahrer, oder er schlug einen Bogen.

Er hielt an.

Suko rückte auch keinen Millimeter nach hinten. Schon beim Heranfahren hatte er bemerkt, daß die Scheibe an der Fahrerseite zerstört worden war. Entweder durch einen heftigen Schlag oder den Treffer einer Kugel.

Suko war eigentlich schon klar, was die beiden mit dem Fahrzeug wollten. Der Bentley sollte sicherlich verschwinden. Ebenso wie sein Besitzer, aber nun hatte der Chinese einen Anhaltspunkt, und er würde den beiden Kerlen schon die richtigen Fragen stellen, darauf konnten sie sich verlassen.

Der Beifahrer öffnete die Tür. Halb stieg er aus dem Wagen und stützte sich auf den oberen Holm. »He, du verdammter Chink, hast du dich hier verlaufen?«

Suko ging auf die Frage nicht ein. Er sagte nur: »Gehört Ihnen der Wagen?«

»Was geht dich das an?«

»Das war keine Antwort.«

Der Beifahrer lief rot an. »Chink«, drohte er, »wir geben dir genau drei Sekunden Zeit, um zu verschwinden. Solltest du dann noch hier herumstehen, fahren wir dich zu Brei. Hast du mich verstanden?«

»Ja. Sie haben laut und deutlich gesprochen. Aber das wäre Mord an einem Polizisten. Den wollen Sie doch nicht riskieren - oder?«

»Noch ein Bulle!«

Dieser hastig ausgestoßene Satz des Beifahrers elektrisierte den Chinesen. Wer so daherredete, hatte schon einen Polizisten gesehen.

Und das konnte nach Sukos Meinung nur John Sinclair gewesen sein.

»Was ist denn mit meinem Kollegen?« fragte er, wobei seine Stimme einen ruhigen Klang besaß. Suko hatte sich eben gut in der Gewalt.

»Das binden wir dir doch nicht auf die Nase«, erwiderte der Beifahrer und löste sich langsam von dem Bentley. Er schlenderte lässig auf Suko zu.

Angst kannte der Chinese nicht. Der junge Mann war zwar kräftig, aber Suko traute sich ohne weiteres zu, mit ihm fertig zu werden. Er schaute ihm entgegen und registrierte aus den Augenwinkeln, daß auch die Fahrertür aufschwang und der zweite Mann den Wagen verließ.

Er kam, von Suko aus gesehen, links herbei, der andere ging rechts, und es war klar, daß die beiden den Chinesen in die Zange nehmen wollten.

Waffen hatten sie nicht gezogen. Auch trugen sie keine sichtbar bei sich. Sie verließen sich auf ihre körperlichen Kräfte, zudem waren sie zwei gegen einen.

»Ein Polizist?« lachte der Fahrer. »Wo gibt es denn so etwas, daß Gelbe bei der Polizei eingestellt werden? Nein, du Chink, damit kannst du uns nicht bluffen.«

Sein Bruder nickte dazu.

»Wer sind Sie?« fragte Suko, der sich noch immer nicht gerührt hatte.

»Zwei Weihnachtsmänner.«

»So seht ihr auch aus.« Die Antwort wurde zu einem Bumerang, und die Typen verzogen die Gesichter.

»Das hast du nicht umsonst gesagt, Chink!« knurrte der Beifahrer und wurde von seinem Bruder angefeuert.

»Los, hau zu, Ozzy!«

Ozzy schoß einen Hammer ab. Der Schlag war hart, aber nicht ansatzlos und schnell genug für Suko. Blitzartig streckte der Chinese seinen Arm aus und fing die Faust ab. Es gab ein klatschendes Geräusch, dann packte Suko zu.

In seinen Fingern steckte Kraft. Sie waren durchtrainiert. Die Faust des Mannes schien plötzlich in einer Stahlklammer zu stecken, und Ozzys Gesicht verzerrte sich.

Mit einem Ruck zog Suko den Knaben zu sich heran, schleuderte ihn herum, daß er fast einen Salto über die Kühlerschnauze machte, und im nächsten Augenblick landete Ozzy vor den Füßen seines Bruders Bud.

Keuchend blieb er liegen.

Beide Gormans waren überrascht. Bud wischte sich sogar über die Augen. »Das war Zufall, Chink!« zischte er.

»Nein, Absicht. Und eine kleine Demonstration. Ich hoffe, daß ihr vernünftig seid und wir normal miteinander reden können.«

Bud schaute den am Boden liegenden Ozzy an. Der schüttelte den Kopf und schnellte hoch.

Zu zweit drangen sie gegen Suko vor.

Vielleicht hatten sie sich in Kneipenschlägereien hervorgetan und waren dort auch die großen Kings, von der reinen Kampftechnik hatten sie keine Ahnung. Viel zu wild und ungestüm drangen sie auf Suko ein, der geschickt auswich und dann konterte.

Zuerst bekam Bud sein Fett. Suko hebelte ihm mit einem Fußtritt die Beine weg, und als sich der Knabe in der Luft befand, bekam er einen Stoß mit dem Ellbogen, der ihn auf die Bretter, beziehungsweise den Boden schickte.

Sein Bruder flog auf Suko zu. Ozzy war etwas kleiner, dafür auch kompakter. Suko duckte sich, krümmte den Rücken und der Mann segelte über ihn hinweg.

Die Bauchlandung war klassisch. Doch Ozzy konnte einstecken.

Sofort kam er wieder hoch, schnellte herum und sah Sukos Faust übergroß dicht vor seinem Gesicht.

Der Treffer schüttelte ihn durch und machte gleichzeitig seine Knie weich. Der Chinese brauchte kein zweites Mal zuzuschlagen. Ozzy verabschiedete sich, indem er die Augen verdrehte, in den Knien einsackte und zu Boden fiel.

Dort blieb er liegen und rührte sich nicht mehr. Suko kümmerte sich um Bud. Ihn hatte es nicht so hart erwischt. Er hockte auf der Erde wie ein begossener Pudel und schüttelte sich. Dabei stöhnte er, streckte den Arm aus und suchte irgendwo Halt, damit er sich auf die Beine ziehen konnte.

Suko war kein Unmensch. Er half dem jungen Gorman auf die Beine.

Mit glasigen Augen schaute Bud den Chinesen an.

»Das hätten Sie sich sparen können«, sagte Suko. »Aber wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Wirklich.« Er zeigte ein verächtliches Lächeln.

Bud gab keine Antwort. Er stöhnte nur und hielt sich seinen Kopf.

Suko führte den Besiegten zum Bentley. Dort konnte sich der Knabe abstützen.

»Mir ist schlecht!« keuchte Bud.

»Wo befindet sich John Sinclair?«

»Wer ist das denn?«

Als Suko die freche Antwort hörte, lief ihm fast die Galle über. Er packte den Kerl und schleuderte ihn herum. Mit fünf Fingern drehte er dicht unter dem Hals das Hemd des Mannes zusammen »Diese Antwort taugte nichts, mein Junge. Ich will eine vernünftige haben. Wo habt ihr ihn versteckt oder etwa verscharrt?«

»Nein, nein!« Hastig antwortete Bud, denn er hatte den harten Glanz in Sukos Augen bemerkt. »Wir… wir haben ihn nur eingesperrt.«

»Sag mir wo?«

»In einen Keller.«

»Weit von hier?«

»Nein, in unserem Haus.«

»Und John Sinclair lebt noch?«

»Ja, verdammt.«

»Weshalb habt ihr ihn eingesperrt?« fragte Suko.

Der andere blickte zu Boden. »Das ist eine lange Geschichte. Die kann ich nicht so ohne weiteres erzählen. Wirklich nicht, Sir. Ich habe da so…«

»Rede!«

»Nein, Sir. Ich…ich werde Sie führen.«

»Zum Keller?«

»Ja.«

Suko war zufrieden. Das hatte er gewollt. Wenn John Sinclair erst mal frei war, dann wurden auch die anderen beiden vernünftig. Davon war er überzeugt.

Auch Ozzy erwachte wieder aus seiner Bewußtlosigkeit. Er wurde von Bud gestützt, als sie nebeneinander her schritten und wie zwei Betrunkene vor Suko gingen.

Eine etwas lächerliche Szene, doch dem Chinesen war danach nicht zumute. Es stand zuviel auf dem Spiel.

***

»Ich, Jorge Gorman, habe schwer durch die Vergangenheit zu leiden«, sagte der Alte und schenkte sich noch einen Schluck Whisky ein.

»Unsere Familie steht schon seit urlangen Zeiten im Dienste der Windsors. Wir haben ihnen immer treu gedient, und es hatte nie einen Grund gegeben, diese Dienste zu kündigen. Wir wohnen auf dem Gelände des Schlosses mietfrei, und ebenso wenig haben unsere Vorfahren Miete bezahlen müssen, das können Sie mir glauben. Für die Windsors haben wir immer alles getan und jeden Auftrag ausgeführt. Wir wissen selbst, Mr. Sinclair, daß die englische Geschichte nicht nur etwas für Chorknaben ist. Damals passierte viel Schlimmes, und wenn der Dienstherr etwas anordnete oder befahl, dann mußte man diesen Befehlen kompromisslos folgen. So war es auch vor einigen Hundert Jahren mit den Gormans. Heute sind wir ja nur für die Pflege der Parks zuständig, damals aber waren die Gormans harte Burschen. Sie wurden als Leibwächter ausgebildet und hielten dem Herrn und Meister die Feinde vom Hals. Zu den Feinden gehörte die Familie de Haivilland. Sie wohnte jenseits der Themse und hatte dort Ländereien. Immer wieder kam es zu Streitigkeiten mit den Windsors, die hin und wieder auch mit Waffengewalt ausgetragen wurden. Nun, die Windsors waren mächtiger, sie stellten Könige und Monarchen, aber das wissen Sie ja.«

Ich nickte und schaute zu, wie Jorge Gorman noch einen Schluck Whisky trank.

Dann fuhr er fort. »Der Streit zog sich über Jahre hin, die de Haivillands verloren ihn, und sie verloren auch ihren Grundbesitz. Schon bald waren sie verarmt. Man vertrieb sie aus der Gegend und dachte auch nicht mehr an sie, bis sie plötzlich zurückkehrten. Sie waren zu viert und zudem die Kinder der alten de Haivillands. Drei Jungen und ein Mädchen. Die Überlieferung berichtet, daß sie sich des nachts in das Schloß schlichen, um sich das zu holen, was ihnen angeblich zustand. Ich betone angeblich. Irgendwie hatten sie erfahren, wo sich der Schmuck der Windsors befand. Und fast hätten sie es geschafft, ihn auch zu stehlen, wenn meine Vorfahren nicht so aufgepaßt hätten. Sie überraschten die Diebe und sperrten sie ein. Stundenlang dauerten die Verhöre. Die de Haivillands versuchten alle Tricks. Sie wollten meine Vorfahren überreden, sie aus dem Kerker zu

lassen, die Gormans lehnten ab. Als alles nichts nützte, rückten die Diebe mit ihrem stärksten Trumpf heraus. Sie behaupteten, daß sie unter dem Schutz des Teufels stünden und daß er ihnen Macht verleihen würde.«

»Stimmte das?« fragte ich.

»Heute bin ich davon überzeugt. Irgendwie mußten sie sich mit schwarzer Magie beschäftigt haben, aber das konnte ich nicht so genau herausfinden. Jedenfalls glaubten meine Vorfahren nicht daran, und sie sahen auch keinen Grund dafür, daß die de Haivillands ihrer gerechten Strafe entgehen sollten. Der damalige Herzog bestimmte, was mit den Dieben geschehen sollte. Man wollte ihnen die Hände abschlagen, wie im Orient. Da half kein Flehen und Weinen. Irgendwann geschah diese Tat auf dem großen Hof vor dem Schloß.«

»Wirklich irgendwann?«

»Nein, Mr. Sinclair. Auf den Tag genau vor 400 Jahren.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

Jorge Gorman berichtete weiter. »Als Henker fungierte ein gewisser Edward Gorman, einer meiner Vorfahren. Mit einem Schwert schlug er den vier Dieben die Hände ab. Es muß schlimm gewesen sein, denn als die Hände abgeschlagen worden waren, da verfluchte der alte de Haivilland meine Familie Und dann starben sie. Einfach so. Sie kippten um und waren tot.« Tief holte Gorman Luft, bevor er weitersprach. »Nun gibt es bei uns einen alten Brauch. Die abgeschlagenen Hände wurden in Tücher gewickelt und verwahrt. Man legte sie in eine alte Truhe und deponierte diese in der Kapelle. Aber die Hände verwesten nicht. Sie blieben so, als wären sie noch Bestandteile des Körpers. Wirklich, eine unheimliche Sache. Aber es wurde noch unheimlicher. Immer wenn sich dieser schreckliche Tag der Bestrafung jährte, hörten meine Vorfahren Stimmen. Sie kamen des nachts und weckten sie aus tiefem Schlaf. Es war grauenhaft, denn auch wir in der modernen Zeit haben die Stimmen vernommen.«

»Können Sie wiederholen, was gesprochen wurde?« erkundigte ich mich.

»Ja, sie rechneten uns vor, wann der Tag der Rache endlich da sein würde.«

»Und das Datum ist heute.«

»Genau.«

»Weshalb haben die. Glocken geläutet?«

Jorge Gorman verzog den Mund. »Das ist auch so eine Geschichte. Sie läuteten auch während der Hinrichtung, heißt es in der Überlieferung, und sie läuten heute, damit wir wissen, was unsere Stunde geschlagen hat.«

»Wie erklären Sie sich das Auftauchen dieser geisterhaften Hände?« erkundigte ich mich.

»Das ist ein Phänomen«, gab Gorman zu. »Aber es muß einfach mit den Händen zusammenhängen, die wir abgeschlagen haben. Vielleicht hat ihnen der Teufel neue gegeben, was weiß ich? Eine andere Erklärung habe ich wirklich nicht.« Er nahm noch einen Schluck. »Sie denn, Oberinspektor?«

»Nein, keine genaue. Ich nahm allerdings an, daß sie in einem Zwischenreich leben. Nicht Hölle, nicht Jenseits. In einer Dämonenwelt, aus der sie zuschlagen wollen. Ich habe gegen die Hände gekämpft und auch direkt gegen die Gestalten.«

»Sie haben die de Haivillands gesehen?«

»Ja, sie materialisierten sich in der Tat, was ich auch als ungewöhnlich empfinde. Sie wollten mich ebenso ausschalten wie Sie und Ihre Familie, Mr. Gorman. Ich durfte ihrer Rache nicht in die Quere kommen. Sie sahen sofort in mir einen Feind.«

Gorman nickte. »Klar, Mr. Sinclair, das müssen Sie verstehen. Auch wir standen unter so einem Streß, daß wir nicht wußten, was wir tun sollten. Vor allen Dingen dann, als sich der Küster einmischte und das geisterhafte Glockengeläut noch weitermeldete. Da mußten wir uns etwas einfallen lassen.«

Ich lächelte spöttisch. »Was Ihnen schließlich auch gelungen ist.«

»Vergessen wir es.«

»Gibt es sonst noch etwas, was Sie mir erklären müßten?« fragte ich den alten Gorman.

»Eigentlich nicht.«

»Wie wollen Sie die de Haivillands denn besiegen?«

»Das ist die Frage.«

»Mit den alten Richtschwertern, sag es doch«, meldete sich Maureen mit flacher Stimme.

»Stimmt das?« fragte ich den Alten.

»Ja.«

»Sind es magische Waffen?«

Gorman hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Mr. Sinclair.«

Er setzte sich etwas bequemer hin und verlagerte dabei sein Gewicht.

»Vor 400 Jahren jedenfalls nicht.«

»Dann werden Sie auch heute kaum etwas gegen diese Wesen ausrichten können, weil der Teufel seine schützende Hand über sie hält. Das sage ich Ihnen.«

»Wir befürchten es auch. Wir wollten sie in den Keller locken, deshalb haben wir dort die Hände aufgebaut. Acht sind es ja. Drei Männerhände und eine Frauenhand.«

»Und ich sollte der Lockvogel sein?«

»So ungefähr.«

»Sie haben Nerven.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber es ist vielleicht

gar nicht so schlecht, daß dort die Hände stehen. Ich werde die de Haivillands im Keller erwarten.«

»Sie allein?«

»Natürlich.«

»Aber die sind stark. Sie haben nicht die Spur einer Chance, Oberinspektor.«

»Lassen Sie das nur meine Sorge sein. Zudem trage ich die richtigen Waffen bei mir, wie Ihnen Ihre Tochter bestätigen kann.«

Jorge Gorman warf Maureen einen Blick zu, das Mädchen nickte.

»Trotzdem glaube ich nicht, daß Sie es schaffen. Die anderen sind immer stärker geworden. Wie ich Ihnen schon sagte. Früher hörten wir nur die Stimmen, später zeigten sich bereits die Hände. Sie tauchten auf wie ein Spuk. Wenn wir abends hier saßen, dann erschienen sie und schwebten in der Luft. Schrecklich…«

»Das kann ich Ihnen nachfühlen, Mr. Gorman. Nur denke ich nicht im Traum daran, den anderen das Feld zu überlassen. Diese Teufelsbrut muß vernichtet werden. Sie…«

Ich sprach nicht mehr weiter, denn ich hatte von draußen Schritte und Stimmen gehört.

Der alte Gorman stand auf. »Das sind meine beiden Söhne.« Er reckte den Hals und schaute aus dem Fenster. »Verdammt, die haben jemand mitgebracht und sehen beide ziemlich lädiert aus. Das ist sogar ein Asiate.«

»Suko!« Mir rutschte das Wort über die Lippen.

»Was sagen Sie da?«

Ich stand ebenfalls auf. »Der Chinese ist ein Kollege von mir«, erklärte ich. »Nun brauchen Sie sich immer weniger Sorgen zu machen. Zu zweit werden wir die Sache schon schaukeln.«

Mein Optimismus war ungebrochen. Allerdings ahnte ich nicht, was uns noch bevorstand, sonst hätte ich lieber den Mund gehalten…

***

Es dauerte eine halbe Stunde, bis Suko alles erklärt hatte. Sein Bericht klang ziemlich fantastisch, aber wir wußten nur zu gut, daß er nicht gelogen hatte.

Der Chinese spulte den Bericht mit strahlendem Gesicht ab. Wir konnten ihm ansehen, wie froh er war, seinen Partner gesund wiederzusehen.

Auch die beiden Söhne hatten mit uns inzwischen Frieden geschlossen. Maureen wurde von ihren Brüdern in ihr Zimmer im ersten Stock gebracht. Dort sollte sie sich hinlegen. Sie hatte doch Schmerzen, wenn sie es auch nicht zugeben wollte. Dafür sprach der Ausdruck ihres Gesichts Bände.

Ein Telefon besaßen die Gormans auch. Es stand in der Diele. Direkt

unter einer schlaggedämpften Haube, damit andere nicht mitbekamen, was der Sprecher redete.

Ich drehte auf der Wählscheibe die Nummer von Scotland Yard. Sir James erreichte ich in seinem Büro. Bevor er mit einem Donnerwetter loslegen konnte, nahm ich ihm den Wind aus den Segeln.

»Sie haben Glück, mich überhaupt noch zu hören, Sir!«

»Wieso?«

»Das kann ich Ihnen sagen. Suko ist übrigens auch hier.« Dann berichtete ich.

Sir James hörte zu. Er sagte zwar nichts, doch hin und wieder stöhnte er auf, als hätte er an diesem Tage wieder besondere Last mit seinem Magen.

»Was ist los, Sir?« erkundigte ich mich besorgt.

»Sinclair, begreifen Sie denn nicht? Das alles hat sich auf dem Land der Windsors abgespielt. Wenn sie in die Sache mit hineingezogen werden, käme das einer mittelschweren Katastrophe gleich.«

»Sie haben direkt nichts mit dem Fall zu tun«, beruhigte ich meinen Chef.

»Und indirekt?«

»Einiges«, gab ich zu. »Allerdings liegt das auch schon Hunderte von Jahren zurück. 400 Jahre genau, Sir. Ich sehe keine Veranlassung, die Windsors daran zu erinnern.«

»Hüten Sie sich, Sinclair. Hüten Sie sich. Und machen Sie um Himmels willen keinen Aufstand.«

»Sie können sich auf mich verlassen. Suko und ich werden den Fall zu lösen versuchen. Wir brauchen die nächsten Stunden und die folgende Nacht. Danach, so hoffe ich, wird alles wieder in Butter sein, Sir.«

»Ja, geben Sie Ihr bestes, Sinclair. Und wie gesagt…«

»Die Halbgötter lasse ich aus dem Spiel.«

»Reden Sie nicht so von…«

Ich pfiff in den Hörer und legte auf. Als ich mich umdrehte, stand Suko neben mir.

»Was hat der Alte gesagt?«

»Hat sich fast in die Hosen gemacht.«

»Wieso das denn?«

Ich hob die Schultern, und die Arme dazu. »Du kennst ihn doch. Wenn der die Queen sieht, verzichtet er glatt auf zwei Monatsgehälter vor Stolz. Er ist eben königstreu und hat Angst, daß der Name der Windsors irgendwie an die Öffentlichkeit gelangt. Alles soll so geheim wie möglich geschehen, dabei sollen wir natürlich auch so ganz nebenbei ein paar Geister oder Spukgestalten erledigen.« Ich schüttelte den Kopf. »Mit uns können sie es ja machen.«

Wir hatten unser »Hauptquartier« weiterhin in der Küche

aufgeschlagen. Nach einigen Diskussionen waren wir übereingekommen, daß die de Haivillands sicherlich nicht am Tage angreifen würden. Sie warteten die Nacht ab.

Geister sind nun mal Nachtwesen, obwohl sie auch am Tage existieren können.

Einer der Söhne kochte etwas. Eine Pfanne Kartoffeln, in die er Speck hinein schnitt und auch ein paar Eier drüber schlug. Auch Suko und ich hatten Hunger. Gemeinsam setzten wir uns an den Tisch und aßen. Zu dem einfachen, aber schmackhaften Essen tranken wir dunkles Bier, das hervorragend mundete.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, gar nicht mehr in der Gegenwart zu sein. Diese Atmosphäre in dem Haus mit den niedrigen Decken, das ganze Drum herum, das alles gehörte in die Vergangenheit. Auch das Zusammensitzen in der Küche.

Das Mädchen wollte nichts essen. Ozzy war mit der gefüllten Schüssel wieder heruntergekommen.

Als die Verdauungszigaretten brannten, warf Jorge Gorman einen Blick auf seine Uhr.

»Bis Mitternacht haben wir noch Zeit, die verdammt lang werden kann. Sollten wir nicht etwas unternehmen?«

»Wie meinen Sie das?« fragte ich. »Den de Haivillands eine Falle stellen.«

»Haben Sie das nicht schon unten im Keller.«

»Stimmt, aber ich dachte an eine bessere.«

»Dann machen Sie mal einen Vorschlag«, sagte Suko und lächelte.

»Weiß ich auch nicht.«

Wir lächelten. Doch das wirkte verkrampft. Man merkte, daß wir unter einer inneren Spannung standen.

Am gelassensten reagierte noch Suko. Ich kannte meinen Freund und Kollegen. Er konnte innerlich gut abschalten, war jedoch voll konzentriert.

Im Gesicht des alten Jorge Gorman arbeitete es. Seine Falten hatten sich noch tiefer in die Haut eingegraben. Manchmal zog er sie auch mit Daumen und Zeigefinger nach oder drückte mit dem Handrücken seine Nase zusammen.

Seine Söhne machten ebenfalls nicht den ruhigsten Eindruck. Sie rutschten auf ihren Stühlen hin und her, preßten die Lippen zusammen und beteiligten sich kaum am Gespräch. In ihren Gesichtern waren deutlich die Folgen von Sukos Schlägen zu erkennen.

»Es ist natürlich nicht gesagt, daß sie um Punkt Mitternacht erscheinen«, nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf. »Dann ist der Tag der Rache ja vorbei.«

»Stimmt«, gab Jorge zu. »Nur, zwischen Mitternacht und eins ist

Geisterstunde.«
Da hatte er etwas Wahres gesagt. Auch ich hatte es schließlich am eignen Leibe erlebt. Als die Geisterstunde vorbei war und es eins schlug, da verschwanden auch die Gestalten.

Der alte Gorman wies Bud an, Kaffee zu kochen. Ohne zu murren, stand der junge Mann auf und stellte Wasser auf den Ofen. Eine Maschine gab es bei den Gormans nicht.

Als der Kaffee fertig war und wir ihn probierten, konnte ich mir ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen. »Donnerwetter, der schmeckt gut.«

Bud grinste. »Ist ja noch so gemacht worden wie früher.«

»Das schmeckt man.«

»Sollen wir nur herumsitzen und warten?« erkundigte sich Jorge Gorman.

»Nein«, erwiderte ich und schüttelte den Kopf. »Wenn ich das Haus sehen könnte.«

»Eine gute Idee.«

Auch Suko erhob sich. Wie auch ich wollte er sich die Örtlichkeiten genau ansehen. Wenn es zu einer Auseinandersetzung kam, wollten wir uns wenigstens auskennen.

Mit dem Keller begannen wir. Er war nicht sehr groß. Außer dem Raum, in den man mich eingesperrt hatte, gab es noch drei weitere, allerdings wesentlich kleiner. Sie dienten als Lager für Lebensmittel und auch Kohlen.

Die acht Hände boten schon einen makabren Anblick. Ich schaute sie mir noch einmal an, während Suko und Jorge Gorman an der Tür stehenblieben.

Besonders die Frauenhand interessierte mich. Mit dem rechten Zeigefinger strich ich über die Haut. Sie war kalt und dennoch nicht starr.

Die Haut gab nach, wenn ich sie berührte, ein wirklich dämonisches Phänomen, dem wir hier gegenüberstanden. Lang und schmal präsentierten sich die Finger. Die Nägel liefen vorn spitz zu. Sie erinnerten mich an kleine Messer.

»Unwahrscheinlich«, flüsterte ich, »daß diese Hände die Jahrhunderte so überstanden haben.«

»Da sagen Sie etwas, Sir«, erwiderte der alte Jorge Gorman.

Ich ging ein wenig zur Seite, so daß mir die Hände der männlichen Personen ins Auge stachen.

Auch hier sah ich mich normalen Männerhänden gegenüber. Man konnte das Gefühl bekommen, daß sich die Finger jeden Augenblick bewegen und nach mir greifen würden. Die Hände standen aufrecht, und die Finger waren ein wenig gekrümmt.

Wie kam es, daß die Hände die lange Zeit überstanden hatten?

Standen die de Haivillands wirklich mit dem Satan im Bunde? Diesem Anblick nach zu urteilen, sicherlich..

Irgendwie juckte es mir in den Fingern, einen Test zu starten. Ich wollte gern das Kreuz gegen eine der Hände halten, vielleicht tat sich da etwas.

Wir hatten uns inzwischen stärker bewaffnet. Suko war noch einmal zum Bentley zurückgegangen. So trug ich auch die magische Kreide bei mir, den Dolch und auch eine Gemme.

An die Kreide dachte ich ebenfalls, und setzte mein Vorhaben sofort in die Tat um. Ich holte sie aus der Tasche, bückte mich und malte auf den Boden einen großen Kreis, der sich um die Bank mit den Händen zog.

»Was ist das?« fragte mich der alte Gorman.

Ich erhob mich aus meiner gebückten Haltung und erklärte es ihm.

»Magische Kreide? Woher haben Sie die denn?«

»Ich bekomme sie von dort, wo auch die Silberkugeln für meine Beretta hergestellt werden. Das geschieht in einem alten Kloster hoch oben in Schottland.«

»Ah so.«

Dann nahm ich das Kreuz. Es spielte in diesem Fall eine wichtige Rolle. Schon einmal hatte es seine Stärke bewiesen, als ich gefesselt an dem großen Holz-X gehangen hatte.

Behutsam führte ich das Kreuz an die erste Hand heran. Zunächst geschah nichts, dann jedoch passierte etwas Unwahrscheinliches oder Makabres.

Die Hand bewegte sich.

Es waren nur die Finger, in die auf einmal Leben kam. Waren sie zuvor noch leicht gekrümmt gewesen, so richteten sie sich jetzt auf. Das geschah nicht bei allen Fingern gleichzeitig, sondern begann mit dem Daumen, erfaßte den Zeigefinger und ging weiter bis zum kleinen Finger.

Die Hand schien sich vor meinem Kreuz zu fürchten.

Sie war mit Schwarzer Magie aufgeladen.

Jorge Gorman und Suko schauten gespannt zu. Der alte Gorman schüttelte dabei den Kopf. »Unwahrscheinlich«, flüsterte er, »daß es so etwas überhaupt gibt..«

Und ob es das gab.

Ich ließ auch nicht nach, sondern führte mein Kreuz noch näher an die Hand heran.

Dann berührte ich sie!

Da geschah es!

Plötzlich zitterte ein Schrei auf. Es drang aus der Unendlichkeit an unsere Ohren, und es hörte sich an, als würde ein gesamtes Weltall zwischen uns und demjenigen liegen, der schrie.

Während dieser Schrei noch durch den Keller hallte, geschah etwas mit der Hand.

Die Haut nahm eine völlig andere Farbe an. Zuerst wurde sie grau.

Der Zustand hielt sich allerdings nicht lange, denn im nächsten Augenblick verschwand das Grau wieder und machte einer pechschwarzen Farbe Platz.

Ich zog das Kreuz zurück.

Suko und Jorge Gorman traten langsam näher.

Der alte Jorge schluckte aufgeregt, während Sukos Gesicht unbewegt blieb. Die beiden schauten auf die Hand, die wie ein welkes Blatt wirkte und bei der man jeden Augenblick das Gefühl haben konnte, daß sie abfallen und aus der Halterung kippen würde.

»Mein Gott«, murmelte der alte Jorge. »Das ist unfaßbar und unwahrscheinlich.«

»Unser erster Sieg«, sagte ich.

»Wieso?«

»Durch das Kreuz habe ich nicht nur diese Hand zerstört, sondern die Auswirkungen waren sicherlich auch in der anderen Welt zu spüren gewesen. Nicht umsonst ist dort der Schrei aufgeklungen.«

»Dann haben wir eine Hand vernichtet?« erkundigte sich der alte Jorge hoffnungsvoll.

»Möglich.«

»Und die anderen?«

»Werde ich auch noch schaffen.«

Jorge Gorman war aufgeregt. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und schaute mir zu, wie ich mit dem Kreuz mich langsam der zweiten Klaue näherte.

Bei ihr geschah das gleiche. Auch die dritte und vierte hatte keine Chance gegen das geweihte Kruzifix.

Bis ich schließlich die letzten beiden Hände erreichte. Es waren die der Frau.

»Sie gehören Madeleine de Haivilland«, erklärte Gorman. »Wie die Überlieferung berichtete, soll sie eine Hexe gewesen sein. Sie hat ihre Opfer immer erwürgt.«

»Die würgenden Hexenhände«, sagte ich und nickte. Dabei dachte ich daran, daß die Hände auch einmal um meinem Hals gelegen hatten.

Jetzt konnte ich es zurückzahlen.

Sie zuckten zurück, kaum daß ich mit meinem Kreuz in die Nähe gelangte.

Die Hände hatten keine Chance.

Auch sie wurden pechschwarz, so daß ich das zerstört hatte, was Schwarze Magie über 400 Jahre aufrecht erhalten hatte. Eine gute Sache, fand ich.

Seltsamerweise fielen die Hände nicht zusammen. Die Haut schien

trotz der Veränderung noch immer straff zu sein.

»Ich kann es nicht begreifen«, sagte Jorge Gorman und schüttelte den Kopf. »Wirklich nicht.«

Ich kletterte über die Bank hinweg. »Nehmen Sie es nicht so tragisch. Auf jeden Fall haben wir einen halben Sieg errungen.«

»Keinen ganzen?«

»Nein, noch leben ja die Geister, die zu diesen Händen gehören, wenn ich das mal so sagen darf.«

Er nickte nur.

Wir verließen den Keller und schlossen die Tür nicht. Langsam stiegen wir die Treppe hoch. Ich ging voran und erreichte auch als erster die Tür.

Als ich sie aufstoßen wollte, spürte ich zwar keinen direkten Widerstand, aber irgend etwas beschwerte die Tür.

Die anderen merkten mein Zögern.

»Was ist los?« fragte Suko.

»Weiß ich auch nicht genau, aber da stimmt einiges mit dieser komischen Tür nicht.« Ich drückte jetzt stärker, und langsam schwang die Tür zurück.

Ich verließ den Keller, gelangte in den kleinen Flur und drehte mich, damit ich das Hindernis sehen konnte.

Es war Bud.

Er hing an der dicken Bohlentür. Die Spitze eines Degens war durch seine Brust gefahren und hatte ihn regelrecht festgenagelt…

***

Maureen lag allein in ihrem Zimmer. Sie hatte es sich selbst eingerichtet.

Die Möbel bestanden aus heller Kiefer und vertrieben die Düsternis des alten Raumes. Hell gestrichene Wände und Bilder naiver Maler trugen dazu bei, daß die Atmosphäre innerhalb des Raumes noch freundlicher wirkte.

Auf einem niedrigen Regal stand ein kleiner Fernseher. Daneben eine Vase mit frischen Blumen.

Hier konnte man es aushalten.

Normalerweise fühlte sich Maureen Gorman in diesem Raum sehr wohl. Sie hielt sich gern hier auf, aber an diesem Tage ging es ihr mies.

Die Wunde schmerzte sehr, zudem hatte sie Fieber bekommen. Stirn und Ohren waren heiß.

Manchmal fror sie auch, und dann lief ein Zittern durch ihren Körper.

Tabletten gegen Fieber waren im Haus gewesen. Zwei hatte Maureen schon geschluckt, eine dritte wollte sie nicht nehmen. Zuviel konnte

schädlich sein.

Auf dem Rücken durfte sie nicht liegen. Die Wunde mußte so wenig Druck wie möglich verspüren, deshalb hatte sich Maureen halb auf die Seite gewälzt und blieb in dieser Haltung liegen.

Sie dachte oft an ihre Familie und an die schreckliche Vergangenheit.

Die Mutter war daran zerbrochen. Als die Stimmen aufklangen und nicht mehr aufhören wollten, hatte sie einen Herzschlag bekommen.

Gesundheitlich hatte es sowieso nicht zum besten mit ihr gestanden.

Maureen fühlte, wie sie immer schwächer wurde. Die Glieder waren wie mit Blei gefüllt, und auf ihrem Gesicht lag der Schweiß. Die Wunde pochte und brannte. Sie hatte das Gefühl, als würden zahlreiche kleine Messer immer in sie hineingestoßen.

Hinzu kam die Angst vor der Zukunft. An diesem Tag sollte sich die schreckliche Rache erfüllen. Die de Haivillands würden zurückkehren und zuschlagen.

Sie dachte daran, daß auch eine Frau dabei war.

Madeleine de Haivilland. Dieses Mädchen mußte in ihrem Alter gewesen sein, als man ihr die Hände abschlug. So etwas wie Mitleid überfiel Maureen. Wenn sie sich vorstellte, daß ihr jemand die Hände abschlagen würde, drehte sie fast durch.

Neben dem Bett stand die Konsole. Dort hatte Ozzy ihr auch ein großes Glas mit Orangensaft hingestellt, aus dem sie hin und wieder einen Schluck nehmen sollte.

Dabei mußte sie sich etwas aufrichten, um an das Glas zu gelangen.

Zur Hälfte hatte sie es bereits geleert, denn der Durst war stark, und sie hatte das Gefühl, innerlich zu verbrennen.

Abermals trank sie einige Schlucke. Das Eis war längst geschmolzen, trotzdem kühlte der Saft noch. Und er tat gut, wie er die Kehle hinab in ihren Magen rann.

Fast leer stellte sie das Glas wieder weg. Als sie sich langsam nach hinten gleiten ließ, hörte sie vor der Tür Schritte. Maureen identifizierte sie, denn es war Ozzy, der die Treppe hoch gelaufen war und jetzt die Tür zu ihrem Zimmer aufstieß.

Maureen versuchte zu lächeln, was ihr sehr schwerfiel, doch sie riß sich zusammen Ozzy sollte nicht sehen, wie schlecht es ihr tatsächlich ging.

Neben dem Bett blieb er für einen Moment stehen und setzte sich dann auf die Kante. Er streckte seinen Arm aus. Die rechte Hand fuhr über Maureens Stirn.

»Mein Gott, du hast ja Fieber.«

»Ja«, hauchte das Mädchen. »Es kommt von der Wunde. Sie schmerzt doch sehr stark.«

Ozzy nickte.

Dann sagte er: »In ein paar Stunden ist alles vorbei, dann haben wir

es geschafft.«
»Hoffentlich. Ich kann auch nicht länger unter diesem Druck leben, glaub mir.«
»Das verstehe ich.«
Nach dieser Antwort schwiegen beide. Nur das Ticken einer Uhr war zu hören.
»Wo ist Bud?« fragte das Mädchen nach einer Weile.
»Nicht im Haus. Er schaut sich draußen um. Vielleicht entdeckt er irgend etwas.«
»Glaube ich nicht.«
»Man soll alle Möglichkeiten in Betracht ziehen«, erwiderte Ozzy lächelnd.
»Ich habe Angst!« flüsterte Maureen, streckte ihren rechten Arm vor und faßte nach der Hand ihres Bruders. »Ozzy, ich glaube nicht, daß alles so einfach ist. Wirklich nicht. Die anderen sind stark, zu stark für uns. Denke an die schrecklichen Hände. Wie haben sie die Zeiten überdauern können? Wie…«
Sie sprach nicht mehr weiter, denn wie ihr Bruder war auch sie zusammengezuckt.
Beide hatten die Schreie gehört.
Ozzy sprang auf und lief zur Tür. Er zog sie weit auf und lauschte. Die Schreie waren verstummt.
»Was war das?« fragte das Mädchen mit ängstlicher Stimme.
Ozzy Gorman hob die Schultern. »Keine Ahnung, ehrlich nicht.«
»Ob etwas mit Vater ist?«
»Nein, nein.«
»Wie kannst du das sagen?«
»Dieser Schrei hat anders geklungen. Mir kam es vor, als wäre er in einer ganz anderen Welt oder unheimlich weit entfernt ausgestoßen worden.«
Maureen verstand. »Du meinst, daß vielleicht die de Haivillands ihn ausgestoßen haben könnten?«
»Möglich.«
»Nein, das glaube ich nicht. Dafür müßten sie einen Grund haben, wirklich.«
Ozzy kam wieder zurück. »Tu mir einen Gefallen, kleine Maureen. Mach dir bitte nicht zu viele Gedanken über die Sache. Wir werden es schon schaffen.«
»Ich bete dafür.«
»Tu das.« Ozzy beugte sich vor und hauchte seiner Schwester einen Kuß auf die Stirn. Dann verließ er das Zimmer, und Maureen schaute ihm nach. Die Tür ließ er spaltbreit offen. Wenn Maureen etwas wollte, konnte sie rufen und wurde auch in der unteren Etage gehört.
Sie hatte Angst, allein zu bleiben. Der Schrei hatte ihr bewiesen, daß

diese Angst nicht unbegründet war. Irgend etwas ging in diesem Haus vor. Die Geister der Vergangenheit hatten sich versteckt und würden ihre Rache durchführen. Sie gaben nicht auf, wollten es bis zum bitteren Ende durchführen, und auch Maureen würde nicht verschont bleiben.

Ihre Vorfahren hatten mit Madeleine de Haivilland ebenfalls kein Erbarmen gekannt.

Sie drehte sich ein wenig zur Seite, ergriff das Glas und nahm einen letzten Schluck. Leer stellte sie es wieder zurück. Im Haus war es ziemlich still. In dem unteren Stockwerk schien sich niemand aufzuhalten, nur im Keller. Von dort konnte man die Stimmen bis oben nicht hören. Das Mauerwerk war zu dick.

Dann klappte eine Tür. Maureen erkannte an dem Klang, daß es die Außentür gewesen war. Sicherlich war Bud von seinem Rundgang zurückgekehrt.

Dann ein überraschter Ruf und ein Schlag. Dumpf anzuhören, unterdrückt, aber dennoch zu vernehmen.

Was konnte das sein?

Trotz ihres Fiebers richtete sich Maureen im Bett auf. Ihr Herz schlug noch schneller. Hart klopfte es in der Brust. Das Mädchen vernahm die Echos in ihrem Gehirn.

Jetzt war wieder alles ruhig.

Hatte sie sich getäuscht? Möglich, denn das Fieber beeinträchtigte ihre Konzentration und konnte ihr durchaus einen Streich gespielt haben.

Nervös huschte ihre Zunge über die vollen Lippen. Auch sie waren blaß geworden und zeigten nicht mehr die natürliche Frische wie sonst immer.

Maureen merkte in diesen Augenblicken, daß ihre Sinne überempfindlich reagierten. Obwohl sie keinerlei Geräusche vernahm, spürte sie doch, daß sich irgend etwas näherte. Unbekanntes kam heran, wollte zu ihr, schleichend, gefährlich…

Sie legte sich nicht wieder zurück. Ihre Blicke waren auf die spaltbreit geöffnete Tür gerichtet. Dort würde das Unbekannte erscheinen, falls es sich wirklich auf dem Weg zu ihr befand.

Die Angst wurde stärker.

»Bud? Ozzy?« Maureen wollte nach ihren Brüdern rufen, nur ein Flüstern drang über die Lippen. Beide meldeten sich nicht. Sie befanden sich nicht mehr in der Nähe.

Aber das andere…

Die de Haivillands waren Geister. Sie konnten sich lautlos bewegen und unterlagen nicht den Gesetzen, die für einen normalen Menschen galten.

Die Tür!

Sie hatte sich bewegt. Oder war es eine Halluzination? Spielte ihr das Fieber einen Streich. Maureen wischte sich über die Augen, als könnte sie dadurch besser sehen. Die Atmosphäre in ihrem Zimmer hatte sich verdichtet. Sie war anders geworden, irgendwie seltsamer, kälter und auch gefährlicher.

Das Grauen war auf dem Weg. Und Maureen sah die Hand.

Schwarz, verbrannt und knöchern. Die Klaue umfaßte den Rand der Tür, zögerte einen Moment und drückte sie langsam nach innen.

Wenn Entsetzen unter eine Bettdecke kriechen kann, so spürte Maureen in diesen Augenblicken das Gefühl, wie es langsam in ihren Körper gelangte und hoch kroch.

Angst!

Nur die Angst beherrschte sie. Da näherte sich das Grauen, die Schrecken der Vergangenheit wurden wieder lebendig, eine tödliche Rache sollte ihren Anfang finden.

Am schwächsten Glied in der Kette - bei Maureen!

Sie konnte ihre Blicke einfach nicht von der Tür lösen. Wie hypnotisiert starrten ihre Augen auf die knöcherne schwarze Klaue, die den Rand umklammert hielt. Dahinter befand sich nichts. Das sah Maureen, als die Zimmertür so weit aufgedrückt wurde, daß sie durch das Viereck nach draußen in den Gang schauen konnte.

Ihr Atem ging noch schneller. Und sie sah auch die zweite Hand, wie sie plötzlich über das Türblatt glitt und einen leisen, aber dennoch nervenaufreibenden Takt schlug.

»Nein!« hauchte Maureen. »Bitte nicht. Ich will nicht…«

Niemand hörte ihr Flehen. Wenigstens niemand, der ihr helfen konnte.

Doch in einer anderen Dimension wurden die Worte aufgenommen und verstanden.

Die Antwort schien aus unendlichen Fernen zu stammen. Eine weibliche Stimme, vergleichbar mit Sphärenmusik, schwebte durch den Raum.

»Ich bin gekommen, um die Rache zu vollenden. Was deine Vorfahren mir angetan haben, werde ich dir auch antun, kleine Maureen.« Die Worte waren kaum ausgesprochen, als sich beide Hände von der Tür lösten und langsam in den Raum hineinschwebten.

Schwarze Klauen, die dicht zusammenblieben und sich geöffnet hatten, um den Hals des Mädchens zu finden.

Finger schlossen sich zur Faust, um im nächsten Augenblick wieder normal zu werden.

Verkohlte, pechschwarze Hände wollten würgen.

Wenn Hexenhände töten…

Dieser Gedanke sprühte im Kopf des Mädchens auf. Ja, Madeleine war eine Hexe gewesen, sonst hätte sie nicht so reagieren können.

Eine schreckliche Person, die von einem Augenblick zum anderen materialisierte, jedoch nicht direkt stofflich wurde und hinter den verbrannten Händen erschien.

Sie trug ein erdbeerrotes Kleid, dessen Unterteil in Höhe der Beine verschwamm. Die Knie selbst waren nicht mehr zu sehen, sie schienen in einem leichten Dunst zu verschwinden. Fahlblond fiel das lange Haar bis auf beide Schultern. Lippen und Augen leuchteten rötlich, und der spitze Ausschnitt des Kleides reichte fast bis an den Bauchnabel heran.

Blässe zeichnete die Haut. Sie war irgendwie durchsichtig und dünn wie Papier. Ein Geistwesen eben, wie es oft genug beschrieben worden war.

Es schwebte näher. Schon hatte es das Unterteil des Bettes erreicht und ließ sich dadurch nicht stören. Wie ein Schemen glitt Madeleine de Haivilland auf die angststarre Maureen zu, und die schwarzen Hände näherten sich immer mehr der Kehle des Mädchens.

»Erbarmen!« flüsterte Maureen. »Bitte, hab doch Erbarmen. Ich…ich kann nichts dafür…«

Lachen!

Häßlich, teuflisch, triumphierend, so drang es aus dem Mund des Wesens.

»Du kannst nichts dafür? Lange genug habt ihr verdammten Gormans gelebt. Und lange genug haben wir die Qualen ausgestanden. Auch wenn ihr euch Hilfe geholt habt, es nützt euch nichts. Euer Schicksal ist vorgezeichnet, ihr werdet sterben alle!«

»Kann man sich denn nicht einigen?« stotterte Maureen. »Wir könnten einen Kompromiß schließen. Ich meine, wir…«

»Nie!«

Das war die letzte Antwort. Mehr sagte Madeleine nicht, denn die schwarzen Hände glitten vor, öffneten sich weit, und umklammerten einen Herzschlag später die Kehle der Maureen Gorman…

***

Jorge Gorman kam zwei Sekunden später, da hatte ich meinen Schock noch nicht verdaut. Mit allem hätte ich gerechnet, nur damit nicht. In diesen furchtbaren Augenblicken erkannte ich, wie grausam und brutal sich die andere Seite rächen würde.

Für Suko war der Platz zu eng. Er blieb auf der obersten Kellerstufe stehen und schaute um die Tür herum.

Jorge Gorman wurde blaß. Der Anblick seines auf grauenhafte Art und Weise getöteten Sohnes erschütterte ihn bis in den letzten Nerv seines Körpers. Er schüttelte den Kopf, sein Mund öffnete sich weit, plötzlich liefen Tränen über seine Wangen.

Er fiel zur Seite. Ich griff schnell zu, damit er auf den Beinen blieb.

»Buddy!« keuchte er. »Buddy!« Seine Stimme war kaum zu verstehen. Sie klang rauh und gleichzeitig schrill. »Mein Gott, wie soll das alles enden?«

Er warf sich in seinem verzweifelten Schmerz vor und umklammerte seinen toten Sohn. Dabei geriet er mit dem Gesicht in das Blut. Es sickerte aus der Wunde, war von der Kleidung aufgesaugt worden und hinterließ in der Körpermitte einen dicken roten Fleck.

»Buddy. Buddy!« Immer wieder flüsterte er den Namen.

Suko kam.

Auch sein Gesicht war blaß. Maskenhaft starr schaute er zuerst den Toten an und dann mich. In seinen Augen las ich eine Frage. Ich verstand sie und sprach sie auch aus.

»Maureen und Ozzy…«

So schlimm dieser Anblick auch war, dem jungen Mann konnte niemand mehr helfen. Wir mußten uns jetzt um diejenigen kümmern, die noch lebten.

Das waren Maureen und Ozzy!

Ich schaute mich um, suchte die würgenden Klauen. Irgendwo im Haus mußten sie stecken. Hier unten allerdings nicht. Vielleicht schon oben, und dort lag Maureen Gorman schutzlos.

»Bleib du hier!« sagte ich zu Suko und drückte mich an meinem Partner vorbei.

»Maureen?«

»Ja«, erwiderte ich und war schon an der Treppe. Ich hatte plötzlich ein komisches Gefühl, nahm die ersten Stufen mit einem gewaltigen Satz und setzte bereits zum nächsten Sprung an, als ich das geisterhafte Läuten der Glocke vernahm.

Sie meldete das Finale an!

Aber wie konnte sie läuten, da sie doch zu Boden gestürzt war? Wenn ich genauer hinhörte, so war es ein Klang, der aus der Unendlichkeit zu kommen schien.

Das Geisterreich hatte seine Pforten geöffnet, um die Diener zu entlassen. So mußte es sein.

Für mich aber ging es um jede Sekunde!

***

Die Tür zu Maureens Zimmer stand offen. In einem Satz sprang ich über die Schwelle, hatte längst meine Beretta gezogen, und auch das Kreuz lag frei.

Maureen befand sich in ihrem Bett. Sie kämpfte um ihr Leben, denn über ihr hockte eine geisterhafte Gestalt, die beide Klauen um die Kehle des Mädchens gelegt hatte. Noch lebte Maureen. Mit den Armen schlug sie ebenso verzweifelt um sich wie mit ihren Beinen. Sie hieb die Hacken auf das Laken und die Fäuste gegen das seitliche

Bettgestell.

Bevor ich irgend etwas unternehmen konnte, hatte Madeleine de Haivilland bemerkt, daß jemand den Raum betreten hatte, denn sie fuhr hastig herum und ließ ihr Opfer los.

Ich stand. Beretta in der rechten, das Kreuz in der linken Hand. Auch meine Gegnerin bewegte sich nicht. Sekundenlang fixierten wir uns.

Wir waren Feinde, Todfeinde. Jeder wollte die Vernichtung des anderen. Das las ich deutlich in den Augen dieser geisterhaften Erscheinung.

»John Sinclair!« sagte sie.

Ich nickte. »Ja, Madeleine de Haivilland. Ich bin zurückgekehrt, wie ich es dir versprochen habe. Du hast mich nicht geschafft, aber ich werde dich schaffen!«

Da lachte sie schrill. »Wie denn, John Sinclair? Wie denn? Ich kann in mein Reich zurückkehren, einfach verschwinden. Ich bin nicht existent, nur meine Hände, die…«

Es stimmte ja alles, was sie sagte. Und damit sie es nicht tat, schleuderte ich mein Kreuz.

Das hatte sie nicht erwartet.

Vielleicht hatte sie den Dialog noch fortsetzen wollen, das paßte mir wiederum nicht. Madeleine schaffte es nicht mehr, dem wuchtig geworfenen Kreuz auszuweichen, es traf sie zwischen Kinn und Bauchnabel, und dieses Stück des Körpers war nun einmal teilmaterialisiert.

Ich hörte den Aufschlag, und sah die Reaktion. In einem wilden Anfall riß Madeleine beide schwarz verbrannten Klauen hoch und umfaßte das Kreuz.

Deutlich erkannte ich die dunklen Hände auf dem hell schimmernden Silber.

Und wie auch die Hände im Keller von der Magie meines Kreuzes gezeichnet waren, so hatte sich diese auch auf die verkohlten knöchernen Klauen ausgebreitet, die wohl mit den lange Jahre nicht verwesten Händen in magischer Verbindung gestanden hatten.

Madeleine wankte.

Weit riß sie den Mund auf. Geisterhaft klingende, verwehende Schreie drangen über die fahlen Lippen. Sie wollte in eine andere Welt fliehen.

Sie schaffte es nicht, denn das Kreuz hielt sie fest. Zu stark war die Magie, zu mächtig…

Madeleine de Haivilland taumelte rückwärts. Ihre Beine wollten ihr kaum gehorchen, denn sie erschienen plötzlich aus dem fahlen Dunststreifen, der ihren Unterkörper verhüllte.

Madeleine de Haivilland wurde stofflich und zu einer festen, greifbaren Person.

Und sie hielt das Kreuz!

»Aaahhhh..!« Ein langgezogener Schrei zitterte durch den Raum und brach in einem Heulen ab, als sich das Gesicht der Madeleine de Haivilland langsam auflöste.

Die Haut verfärbte sich, sie nahm einen dunklen Ton an, der einen Strich ins Grau zeigte, dann immer intensiver wurde, bis er eine schwarze Farbe erreicht hatte.

Schwarz wie auch die Klauen!

Die Fensterbank hielt Madeleine auf. Ihr Körper zog sich zusammen, als hätte er einen Schlag erhalten. Sie beugte den Kopf nach vorn, die Schultern folgten, dann bekam sie das Übergewicht und fiel neben dem Bett zu Boden.

Maureen saß. Sie hatte die Arme halb erhoben, die Hände dabei zu Fäusten geballt und starrte auf den Körper der Madeleine de Haivilland, der immer dunkler wurde und dabei auch zusammenschrumpfte, bis er die Größe einer Mumie erreicht hatte.

Noch war sie nicht tot.

Irgendein Rest von Energie mußte noch in ihr stecken, denn sie warf sich noch einmal hoch, kam auf die Knie und starrte mich an.

Ein schwarzes, verbranntes Etwas mit rotglühenden Augen im Gesicht, die mich an kleine Kohlestücke erinnerten. Ein unheimliches Feuer loderte in ihnen. Ein Feuer, das nicht von dieser Welt stammte, sondern von einer anderen, unendlich fernen und doch so nahen Welt.

Klumpig und verzogen wirkte sie, wie eine riesige Raupe. Dann erlosch das Feuer in ihren Augen, wurde trübe, das Rot verlor sich, und die Schwärze überdeckte es.

Ein letztes Ächzen, ein verzweifeltes Röcheln, grausame Laute, dann war es vorbei.

Es gab keine Madeleine de Haivilland mehr. Durch den Aufprall bröckelte der Körper auseinander und zerfiel zu einem Stoff, der mich an alte Baumrinde erinnerte, wenn ich ihn mir so anschaute.

Ich atmete auf. Mit dem Fuß stöberte ich in den Überresten, sah das Kreuz und nahm es an mich. Es war still geworden. Auch der Klang der Glocke hatte sich verflüchtigt. Nur Maureens Atem unterbrach die Stille.

Allerdings klangen bald darauf aus dem unteren Teil des Hauses dumpfe Geräusche an meine Ohren.

Ich wußte Bescheid. Madeleine war zwar besiegt, aber ihr Vater und ihre Brüder existierten nach wie vor und waren fest entschlossen, ihren Plänen nachzukommen.

Ich mußte meinen Freunden zur Seite stehen, so leid es mir auch tat, Maureen allein zurückzulassen.

»Wenn etwas ist, Maureen, dann schreien Sie bitte. Okay?«

Sie nickte nur, sprechen konnte sie nicht. Ich lächelte ihr noch

einmal zu und machte kehrt.
Die Tür war nicht zugefallen. Wenn ich nach unten wollte, mußte ich hinter ihr scharf nach links.
Kaum hatte ich die Kurve genommen, als es geschah.
Ich befand mich nicht allein innerhalb des Gangs. Denn vor mir sah ich die altertümlich gekleidete Gestalt, die mir schon einmal begegnet war.
Madeleines Vater.
Schwarz verbrannte Hände hielten einen Degen, von dessen Klinge Blut tropfte.
Ich hatte den Mörder des Buddy Gorman vor mir!

***

Auch Suko hörte das Geläut der Glocke. Für einen Augenblick rührte er sich nicht, dann faßte er Jorge Gorman unter und schüttelte ihn.
»Mr. Gorman!« zischte er ihn an. »Verdammt, Gorman, kommen Sie endlich zu sich!«
Jorge Gorman schaute den Chinesen an. Mit seinen Gedanken war er ganz woanders. Dies erkannte Suko deutlich. Gorman bewegte die Lippen und flüsterte den Namen seines Sohnes.
Mit dem Handrücken schlug Suko dem Mann ins Gesicht. Er sah einfach keine andere Chance, ihn wieder in die Wirklichkeit zurückzuholen.
Seine Methode hatte Erfolg. Der Blick des Mannes klärte sich. Jorge schaute Suko an, der ihn herumdrängte und auf die Küche zuschieben wollte.
»Wir müssen weiter«, sagte er.
»Und Bud?«
»Ihm kann keiner mehr helfen. Verstehen Sie denn nicht? Jetzt geht es um Ozzy.«
Jorge nickte. Dann furchte er die Stirn. »Ozzy?« murmelte er tonlos.
»Wo ist er?«
»Ich weiß es nicht.«
»Wir müssen ihn finden. Wir müssen…«
»Natürlich, das wollte ich auch.«
»Auch Maureen.«
»John Sinclair ist bei ihr.«
»Ja, gut.«
Endlich hatte Suko den Mann überzeugt. Er drängte ihn durch den schmalen Flur auf die Küchentür zu. Noch immer schlug weit entfernt die Glocke, aber ihr Klang wurde bereits schwächer, und plötzlich übertönte ihn ein gellender Schrei.
Der war nicht von einem Mann ausgestoßen, sondern von einer weiblichen Person. Suko zögerte einen Augenblick bevor er die

Küchentür aufstieß und schaute die Treppe hoch.

Die Chance nahm Jorge Gorman wahr. Er drückte die Tür auf, betrat die Küche und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

Sie waren zu zweit!

Vier Hände insgesamt schwebten in der Luft. Jeweils die rechten Hände hielten die beiden Degen fest, über deren Klingen Blut rann. Das Blut eines Menschen, der neben dem Tisch lag und jämmerlich stöhnte, weil man ihm zahlreiche Verletzungen zugefügt hatte.

Der Mann war Ozzy Gorman!

***

»Du verfluchter Mörder!« schrie der alte de Haivilland mich an. »Du hast meine Tochter getötet! Und dafür wirst du büßen. Stirb endlich, du Hundesohn!«

Er stieß zu.

Damit hatte ich gerechnet. Es war sehr schwer, in dem engen Flur auszuweichen, deshalb griff ich zu einem Trick und hoffte nur, daß er gelang.

Wieder nahm ich das Kreuz. Als die Degenklinge auf mich zufuhr, preßte ich mich gegen die Wand und warf die Kette über die Klinge.

Zusammen mit dem Kreuz rutschte sie nach unten, während mich der gefährliche Stahl um Zentimeter verfehlte.

De Haivilland merkte zu spät, daß ich ihn überlistet hatte. Als er es erfaßte, befand sich die Kette mit dem Kreuz schon so weit unten, daß es seine Hand berührte.

Ein tierischer Schrei.

Gleichzeitig zuckte seine rechte Hand hoch. Er öffnete auch die Faust, und die Waffe fiel ihm zu Boden. Damit wurde er aber das Kreuz nicht los, denn die Kette hatte sich inzwischen über seinen Ärmel geschoben und mit ihr das Kruzifix, das sofort damit begann, seine weißmagischen Kräfte zu entfalten.

Es zerstörte den Unheimlichen.

Wie bei seiner Tochter verbrannte es den Körper. Es veränderte die Haut, ließ sie verwelken und schrumpfen. Die Kleidung war plötzlich viel zu groß für eine Mumie, die einen letzten, grotesken Tanz aufführte, bevor sie in die Knie ging und dann endgültig zusammenbrach.

Verkrümmt blieb sie liegen.

Wieder einmal hatte das Kreuz gesiegt. Ich hob es auf und behielt es weiterhin in der Hand.

Die Hälfte der de Haivillands waren vernichtet. Blieben noch zwei. Und die hatte Suko gefunden, denn ich vernahm aus dem unteren Stockwerk Kampfgeräusche.

Mit einem Satz war ich an der Treppe und stürmte die Stufen hinab.

Dieser gefährliche Spuk mußte endlich ein Ende finden…

***

Jorge Gorman machte einen Fehler.

Ohne auf die Gefahr zu achten, in die er sich begab, stürmte er an Suko vorbei und hinein in die Küche, wo die beiden Händepaare lauerten.

»Ozzy!« Der Schrei des Mannes gellte durch den viereckigen Raum.

Jorge stürzte auf seinen Sohn zu, der blutend am Boden lag.

»Zurück!« brüllte Suko.

Zu spät!

Jorge war bereits in die Küche hineingelaufen, und zwei Hände reagierten.

Sie wischten von der Seite her auf den alten Gorman zu. Die Klinge blitzte für den Bruchteil einer Sekunde auf. Gorman sah sie, riß den rechten Arm hoch und wurde dennoch getroffen, als der Degen nach unten fuhr.

Jorge Gorman stoppte seinen Lauf, als wäre er gegen ein starkes Hindernis gerannt. Er riß beide Arme hoch und preßte die Hände gegen seine Brust, aus der dunkles Blut quoll. Schwer fiel er hin und blieb neben seinem Sohn liegen.

Suko hörte das geisterhafte Lachen. Er wußte nicht, ob Jorge Gorman tot war, er konzentrierte sich nur darauf, die Hände zu vernichten.

Mit der Dämonenpeitsche schlug er zu. Dabei zog er den Schlag schräg von unten nach oben, er wollte nicht, daß die Riemen von der Degenklinge getroffen und durchtrennt wurden.

Ein gurgelnder Laut aus dem Unsichtbaren. Suko hatte die Hände getroffen, der andere verspürte Schmerzen, doch er materialisierte nicht, obwohl er tödlich verletzt war.

Die Erklärung fand Suko später heraus. Ich will sie aber vorwegnehmen. Die Dämonenpeitsche ist eine schwarzmagische und sehr starke Waffe. Stärker als die Geistwesen der de Haivillands. Die Magie der Peitsche tötete zwar, aber sie hob die Überlappung der Dimensionen nicht auf wie das Kreuz.

Deshalb verschwanden nur die Hände. Sie lösten sich zwar nicht auf, sondern wurden zerstört. Als kleine Brocken, die noch in der Luft zu Staub wurden, rieselten sie dem Boden entgegen, und Suko wurde bei dieser Szene an den Kampf gegen Desteros Würgehand erinnert, die auf ähnliche Art und Weise zerstört worden war.[1]

Aus der anderen Dimension jedoch erreichte Sukos Ohren ein letzter, verwehender Schrei, der immer leiser wurde und schließlich völlig verstummte.

Noch ein Degen war übrig. Und ein Händepaar. Es wollte Sukos Tod.

Blitzschnell fuhr die Waffe auf den Chinesen zu. Suko wich aus,

drehte sich und gelangte in die Nähe des Tisches.

Wieder ein Stoß.

Verdammt gefährlich, denn Suko kam nicht rechtzeitig weg. Die Klinge traf ihn am Rücken, schlitzte seine Kleidung auf und zog eine dicke Furche in die Haut.

Lachen.

Dann wuchtete Suko den Tisch hoch. Er duckte sich dabei, ließ die Dämonenpeitsche fallen und parierte den nächsten Stoß mit der Tischplatte, in deren Holz die Degenspitze tief eindrang und steckenblieb.

Der Chinese konnte sich ein hartes Lachen nicht verbeißen. Jetzt war seine Stunde gekommen. Er schnappte die Peitsche und wirbelte um den Tisch herum.

Die beiden verbrannten, in der Luft stehenden Hände hielten noch immer den Griff umklammert und wollten den Degen aus dem Holz ziehen.

Suko war schneller.

Drei Riemen klatschten gleichzeitig gegen die schwarze Klaue, die der Dämon nicht rasch genug hatte zurückziehen können. Der Chinese erzielte den gleichen Erfolg wie bei seiner ersten Attacke. Die Hände lösten sich auf. Zuerst rutschten sie von der Klinge, und dann bröckelten sie auseinander, als wären sie mit einer starken Säure übergossen worden.

Sukos rechter Arm sank nach unten. Die de Haivillands waren besiegt.

Endlich…

***

Als ich in die Küche kam, hatte mein Partner schon alles erledigt.

Trotzdem befanden wir uns in keiner Siegerstimmung. Wir brauchten nur die beiden Männer zu sehen, die blutend am Boden lagen.

Suko kniete neben dem alten Jorge Gorman nieder, ich bei seinem Sohn.

Ozzy lebte, aber wenn er nicht schnellstens in ein Krankenhaus kam, verblutete er unter meinen Händen, denn er war von mindestens vier Stichen getroffen worden. Die verdammten Wesen hatten ihn quälen wollen.

Als ich aufstand und Sukos Gesicht sah, wußte ich Bescheid. Der alte Gorman hatte die Attacke seiner Gegner mit dem Leben bezahlen müssen.

»Er ist soeben gestorben«, sagte Suko mit rauher Stimme.

Zeit, um den Mann zu trauern, hatte ich nicht. Ich schluckte hart und lief in die Diele, wo das Telefon stand.

Man versprach mir, so schnell wie möglich einen Krankenwagen zu

schicken. Einigermaßen beruhigt legte ich den Hörer wieder auf die Gabel.

Als ich die Küche betreten wollte, hörte ich auf der Treppe Schritte. Ich blieb stehen und schaute hoch.

Dort stand Maureen. Aus fieber glänzenden Augen blickte sie mich an.

Ich las aber auch die Frage darin.

»Ja«, sagte ich kratzig. »Es gibt die de Haivillands nicht mehr.«

Maureen atmete auf Dann stellte sie die Frage, vor der ich Angst hatte. »Was ist mit meinem Vater und meinen Brüdern?«

Ich zögerte mit der Antwort. »Sagen Sie es!« Schrill schrie sie die drei Worte.

»Maureen, Sie müssen jetzt sehr stark sein. Wir haben alles versucht und konnten nicht…«

»Neiinnnn!«

Ihr Schrei erschütterte mich. Ich sah sie wanken, fallen und sprang im richtigen Moment vor, um sie aufzufangen. Ohnmächtig fiel sie in meine Arme.

Ich hielt sie noch fest, als bereits der Krankenwagen draußen vorfuhr.

Für sie, Maureen Gorman, würde eine schwere Zeit beginnen. Ich konnte nur hoffen, daß sie diese irgendwann überwand…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 164 »Flieh, wenn der Würger kommt«